

Deutschland inklusiv?



Migration und Behinderung



Neues aus der Stiftung

- Mittendrin – sowie ich bin
- Stiftung auf Facebook und Twitter
- Praxistest Musterzimmer

Das Thema

- Deutschland inklusiv? – Einleitung
- Ayman Mosen
- Als Teenager nach Deutschland
- Yüksel Dagkesen
- BWB die kultursensible Werkstatt
- Integra e.V. Beratung als Selbsthilfegruppe
- Interview BBB Kreuzberg/Integrationsbeauftragte
- Stadtteilmutter in Kreuzberg
- Vielfalt in der Beratung – Peer Counselingausbildung für Migranten
- Alfons Sperl – Versorgungssysteme in Österreich
- Fachforum Behinderung/Zuwanderungsgeschichte
- Thema Migration in Ausbildung
- Gemeinsame Erklärung der Fachtagung
- Unsichtbare Klientinnen
- Migration und Behinderung – Kundenstudie Janna Harms
- Interkulturelle Begegnungen
- Buchbesprechung „Flucht und Migration“

Im Brennpunkt

- Inklusiv – das neue Magazin
- Lernsehabend – Medien und Behinderung

Forum

- Alexandra of Denmark
- 125 Jahre Kurfürstendamm und Automobil
- 77. Geburtstag Udo Jürgens
- Jour Fixe Ehrenamt
- Der Seniorentag 2011 in Berlin
- Fortbildungsakademie

Reisen

- Unsere Schwedenreise
- Reise nach Usedom
- Wales
- Jugendreisetagebuch zum Erlebnishof
- Hansesail – die zweite
- Scherf in Bad Bevensen

Leben & Lesen

- Lange ist es her
- Yrsa Sigurðardóttir „Feuernacht“

Tipps und Termine

- Wasser für die Elefanten
- Es war einmal ein König
- Ankündigung aus dem Veranstaltungsprogramm

Persönliches

- Nachruf William An'gani und Ingrid Langkopf

Nicht ohne meinen Hut

S. 3
S. 4
S. 5

Rosa Strickmütze mit Häkelblumen, flauschige Pelzkappe, Kopftuch mit Paisleymuster oder doch einfach die Kapuze? In der kalten Jahreszeit bedeckt jeder vernünftige Mensch seinen Kopf. Doch Kopfbedeckungen sind mehr als nur Schutz vor kalten Ohren: Sie sind Ausdruck der Persönlichkeit, der Lebensweise oder der Kultur. Bei der Begegnung auf der Straße ist nicht immer sichtbar, woher jemand kommt und was für Geschichten er mit sich trägt. Thema dieser Ausgabe sind „Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund“. WIR stellen fest, dass gerade Menschen mit Behinderung, die aus einem anderen Land nach Deutschland gekommen sind, viel zu erzählen haben. WIR-Redakteurin Doris Brandt hat sich quer durch Berlin auf die Suche nach Kopfbedeckungen als Zeichen gesellschaftlicher Identität gemacht. Ihre wunderschönen Ergebnisse schmücken hier die Seiten und zeigen, dass jeder seine Kultur mit sich trägt – sei es als Kopftuch oder als rosa Strickmütze.

S. 6
S. 8
S. 10
S. 11
S. 12
S. 13
S. 14
S. 16

S. 17
S. 18
S. 20
S. 22
S. 23
S. 24

S. 26
S. 28
S. 30

S. 31
S. 32

Ursula Rebenstorf**Impressum****WIR**

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung

Thomas Golka/Ursula Rebenstorf

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Tel.: 030 - 76 97 00 - 27; Fax: - 30

E-Mail: wir@fdst.de; Internet: www.fdst.de

Gestaltung bleifrei Texte + Grafik

Titel Foto: Ursula Rebenstorf

Druck Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise zweimal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe 30. November 2011

Fotos Thomas Golka, Ursula Rebenstorf, Michael Richardt, Anke Köhler, Lothar Voigt, Helga Hofinger, Ferdinand Ollig, Angelika Klahr, Stefan Sprenger, Liane Zander, Markus Blaurack, mit freundlicher Genehmigung von Yrsa Sigurðardóttir, der Familien Mohsen, Fidan, Sperl, Kokigei, der Redaktion „inklusive“, Wikipedia, Wikimedia, Archiv der Fürst Donnersmarck-Stiftung



Mittendrin - so wie ich bin

Botschafter der Inklusion gesucht

Inklusion und Dezentralisierung, Teilhabe und Sozialraum – im Leben von Menschen mit Behinderung sind das die neuen zentralen Begriffe. Sie verweisen auf neue Ideen für die Zukunft, sie haben aber einen Fehler: Diese Begriffe erklären sich nicht von selbst, ihre spannenden Inhalte erschließen sich nicht auf den ersten Blick. Sie benötigen Übersetzungshilfen.

Mit einem neuen Motto, um das sich Aktionen reihen werden, will die Fürst Donnersmarck-Stiftung daher Menschen zum Mitmachen motivieren. Zum einen alle, die uns nahe stehen und die die Lebenswelt von Menschen mit Behinderung kennen. Doch damit nicht genug: Wer einen Sozialraum für alle gestalten will, in dem Menschen mit Behinderung ohne Barrieren leben, also inklusiv leben können, braucht dafür auch alle Mitglieder der Gesellschaft. Daher müssen auch die Menschen in das Blickfeld der Aktionen rücken, die nicht aus dem Umfeld der Behindertenarbeit stammen. Denn nur zusammen mit ihnen kann eine erfolgreiche Inklusion gelingen.

*Mottostart mit
Luftballons in
Zehlendorf*

Wie gewinnt man viele Menschen für diese Idee?

Menschen lassen sich nur erreichen, wenn sie verstehen und erleben, wo die Ideen einer „Gesellschaft für alle“ ihren Alltag berühren. Kurz, prägnant, persönlich und lebensnah, so sollte unser Motto sein: „Mittendrin – so wie ich bin“. Dieses Motto wird in der kommenden Zeit die Aktionen für eine Gesellschaft der Teilhabe unterstützen.

Wie können solche Aktionen aussehen?

Gemeinsam mit Bewohnern und Gästen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Stiftung gab es am 28. Oktober 2011 einen öffentlichen Startschuss für das neue Motto, das weithin sichtbar und zeitgleich in allen Stiftungsbereichen stattfand. An vier Plätzen, die für die jeweiligen Bereichsstandorte wirklich mittendrin sind, z.B. der Zeltinger Platz in Frohnau oder das Zehlendorfer Rathaus, wurden dank des Einsatzes der Motto-Übersetzer aus Passanten Unterstützer. Alle Teilnehmer schrieben

gemeinsam Postkarten, hängten sie an Heliumgefüllte Ballons und ließen sie pünktlich um 14:30 Uhr gleichzeitig von Bad Bevensen, Rheinsberg und Berlin aufsteigen. Die bisher weiteste Reise hat eine Postkarte hinter sich, die bis nach Złocieniec, rund 70 Kilometer östlich von Stargard in Polen flog. Die Antwort aus Polen lautete: „Ich bin Rentner. Jäger. Gefunden in der Nähe von Złocieniec am 05.11.2011 um 13:40 Uhr.“

Oder ein anderes Beispiel: Einen „Testlauf“ im wahrsten Sinn des Wortes hat „Mittendrin – so wie ich bin“ bereits hinter sich. Zehn Mitarbeiter des Gästehauses Bad Bevensen starteten am 24. Juni 2011 mit dem Motto auf dem Rücken beim „4. Lüneburger Firmenlauf“, unter ihnen ein Kollege im Rollstuhl mit Handbike. Die Organisatoren stellte das vor Probleme. Die Ausrichter hatten an behinderte Mitarbeiter bei einem Firmenlauf überhaupt nicht gedacht – ein kleines, aber

MITTENDRIN
SO
WIE
ICH BIN

schönes Beispiel, wie Anlässe geschaffen werden, die dazu beitragen, dass Menschen mit Behinderung nicht aus dem Blickfeld unserer Gesellschaft rutschen.

Auch der Geschäftsführer der Fürst Donnersmarck-Stiftung, Wolfgang Schrödter, wirbt für diese Aktion: „Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme und wünschen uns viele interessante Anregungen für weitere Aktivitäten, mit denen wir dem Motto ‚Mittendrin – so wie ich bin‘ mehr Leben und Energie verleihen können.“ Über Ideen und Anregungen für weitere „Übersetzungsaktionen“ freut sich die Stiftung und gute Ideen haben die Chance auf Umsetzung.

Thomas Golka

www.mittendrin-sowieichbin.de
<http://www.youtube.com/user/FDStMittendrin>

Die digitale Empfehlung

Wer im digitalen Social Media Netz zu Hause ist, postet seine Gedanken auf Facebook, sendet schnell eine Nachricht auf Twitter oder lädt das neueste Urlaubsvideo bei youtube hoch. Die Nutzer schaffen selbst die Inhalte des Netzes, bewerten und empfehlen sie. Dabei entstehen neue Netzwerke. Seit einiger Zeit ist auch die Fürst Donnersmarck-Stiftung in diesen sozialen Räumen unterwegs. Einige Teile der Stiftung sind bei facebook und Twitter aktiv. Auch auf youtube begleiten Videos Events wie den Donnersmarck-Cup oder den Ballonstart zum neuen Stiftungsmotto „Mit-

Social Media
bei der Fürst
Donnersmarck-
Stiftung

tendrin – so wie ich bin“. Die Stiftung wird im Social Media-Netz wahrgenommen.

Wenn Sie selbst einmal sehen wollen, was die vernetzte Welt des Bewertens und Austauschens zu bieten hat, hier ist der Link: www.facebook.com/fdst.zu.berlin. Über einen Klick auf den „Gefällt mir“-Knopf freuen sich die Macher dieses Teils der Stiftungskommunikation, und Sie haben ab sofort blitzschnell Infos zur Stiftung und anderen Themen auf Ihrem Bildschirm.

**Thomas Golka/
Ursula Rebenstorff**

Sie suchen die passenden Links, um uns im Netz zu finden? Sie finden sie hier:
www.fdst.de/socialmedia



Praxistest Musterzimmer

Musterpavillon des P.A.N. Zentrums bittet zur Nutzerprüfung

Seit dem 9. November 2011 hat das Musterzimmer im karminroten Container auf dem Gelände des Fürst Donnersmarck-Hauses seine Tür geöffnet. Gäste, Bewohner und Mitarbeiter der Fürst Donnersmarck-Stiftung sind herzlich eingeladen, das 1:1-Modell eines zukünftigen Zimmers im P.A.N. Zentrum, dem Zentrum für Postakute Neurorehabilitation, zu besichtigen und zu begutachten.

Das P.A.N. Zentrum begibt sich in die nächste Phase. In den Bauabschnitten 2 und 3 geht es an die Gestaltung der Bewohnerbereiche. Insgesamt entstehen dabei über 100 Einzelzimmer. Michael Schmidt, Baumanager der Fürst Donnersmarck-Stiftung, und die Architekten Stephan Wildgruber sowie Kirsten und Sinan Parmakerli haben zuvor zahlreiche Entscheidungen zu treffen: Welche Materialien bieten sich für den Innenausbau an? Sind sie belastbar genug, etwa für Rollstuhlnutzer – und vor allem: Welcher Materialmix schafft eine Atmosphäre, die sich für die zukünftigen Rehabilitanden wie ein Zuhause anfühlt? Für die bestmögliche Lösung, die alltags-tauglich und geschmackssicher sein soll, setzt das Baumanagement auf einen umfassenden Praxistest. Nahe dem Sportplatz ist deshalb seit November 2011 ein Musterpavillon mit einem Bewohnerzimmer zugänglich.

Im Maßstab 1:1 wurde exemplarisch ein Bewohnerzimmer inklusive eines Sanitärblocks errichtet, dazu ein Stück des Flurbereichs, der mit Echtholzparkett gestaltet wurde. Eine bewusste Entscheidung, auch wenn das bei starker Beanspruchung durch Rollstuhlnutzer bald vermehrt Gebrauchsspuren zeigen dürfte: „Holz trägt zur Behaglichkeit bei. Wir wollen



Das Musterzimmer im Maßstab 1:1

Wohnlichkeit und wählen nicht unter ausschließlich funktionalen Aspekten aus“, erklärt Kirsten Parmakerli.

**Besichtigungs-
termine:**
Silke Schlichting
Telefon:
030-406 06-257
E-Mail:
**schlichting.fdh@
fdst.de**

Für den P.A.N. Pavillon wurde ein Fragebogen erarbeitet, der die Erfahrungen aller Tester festhalten soll und akribisch ausgewertet wird. „Die Meinung der Tester, der Bewohner und Mitarbeiter werden wir überaus ernst nehmen“, versichert Michael Schmidt. Silke Schlichting, Mitarbeiterin für Marketing und Kommunikation im Fürst Donnersmarck-Haus, begleitet alle Besichtigungen und wird die von den Besuchern ausgefüllten Fragebögen am Ende der Testphase auswerten: „Wir möchten, dass die Besucher des Musterzimmers sich eine Meinung über die gezeigten Lösungen bilden und einfach alles prüfen, was ihnen aus ihrer Expertensicht wichtig erscheint.“

Die Ergebnisse der Besichtigungen und die erwarteten Anregungen werden dem Bauausschuss vorgelegt. Die Verantwortlichen hoffen auf zahlreiche Rückmeldungen, wie die aufgezeigten Lösungen aus Praxissicht beurteilt werden.

Sean Bussenius/Thomas Golka



Deutschland inklusiv?

Laut aktueller Datenlage des Statistischen Bundesamts leben in Deutschland fast zehn Millionen Menschen mit Behinderung. Rund ein Viertel aller Menschen in Deutschland haben einen Migrationshintergrund. Auf wie viele Menschen beides zutrifft, darüber schweigen sich das Statistische Bundesamt und auch alle anderen Erhebungen aus. WIR haben den 50. Jahrestag des ersten Anwerbeabkommens zwischen Deutschland und der Türkei zum Anlass genommen darüber zu berichten, wie inklusiv Menschen mit Behinderung und ihrer Zuwanderungsgeschichte in Berlin leben.

Wie verhalten wir uns gegenüber Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund, mit denen wir in einer Wohneinrichtung leben oder in einer

Werkstatt arbeiten? Wie begegnen wir ihnen auf den Bürger- oder Sozialämtern, in der Beratung oder einfach auf der Straße? Interkulturelle Kompetenz kann helfen, diese Kontakte zufriedenstellend zu gestalten. Auch wenn man sich als Privatperson diesem Thema vielleicht noch entziehen kann, so ist es für Organisationen im Bereich der personenbezogenen Unterstützungsangebote und sozialer Dienstleistungen mitentscheidend für die Servicequalität. Die Mitarbeiter in öffentlichen Einrichtungen und Organisationen haben hier eine besondere Verantwortung. Die interkulturelle Öffnung kann auch hier nur gelingen, wenn Menschen über interkulturelle Kompetenz verfügen. Vom Landesbeirat für Integrations- und Migrationsfragen gibt es Handlungsempfehlungen für die interkulturelle Öff-



nung. Diese betreffen alle Ebenen und Bereiche des Verwaltungshandelns und auch die Einrichtungen und Dienste freier Träger, bspw. in der Behindertenarbeit. Ein gelungener Versuch, diese Angebote miteinander zu vernetzen und sich gegenseitig kennen zu lernen, ist das Berliner „Fachforum für Behinderung und Zuwanderungsgeschichte“.

Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund sind nicht länger nur Adressaten wohlmeinender und gesetzlich verankerter Unterstützungsleistungen. WIR berichten, wie Berliner mit Migrationshintergrund selbstbestimmt ihr Leben in die eigene Hand nehmen, aber auch wo Angebote der Behindertenhilfe wie auch der Integrationsdienste sie nicht erreichen. Das können eine Mutter-Kind-Gruppe, die Stadtteilmütter oder ein Fortbildungspro-

gramm für Migranten mit Behinderung auf Peer-Counseling-Ebene sein. Wie wichtig Kultursensibilität bereits in der Ausbildung von Studenten ist, die einmal mit Menschen mit Behinderung arbeiten werden, zeigt ein EU-finanziertes Ausbildungsprojekt der Fachschule für Heilerziehungspflege der Berliner Elisabeth-Schulen, die sich dazu Kooperationspartner aus Österreich und aus der Türkei gesucht haben.

Die eigenen Fähigkeiten zur interkulturellen Kompetenz zu nutzen und auszubauen sind für jeden – ob mit oder ohne Migrationshintergrund – gewinnbringend. Wir schaffen so gemeinsam ein gutes soziales Umfeld und erweitern den positiven Umgang mit der Vielfalt.

Ursula Rebenstorf/Doris Brandt

Meine Herkunft beeinträchtigt mich mehr als meine Behinderung!

Als Ayman Mohsen 1988 als Zwölfjähriger nach Deutschland kam, hatte er bereits Erfahrungen gemacht, die für ein ganzes Leben reichen. Geboren 1976 als mittleres von drei Kindern lebte er mit seiner Familie im Palästinenser-Lager Shatila in Beirut, Libanon. Die widrigen Umstände im Lager durch die schlechte gesundheitliche Versorgung, mangelnde Bildungsmöglichkeiten und ständige Angst vor Angriffen beherrschten seine Kindheit im Bürgerkrieg.

Mit elf Jahren wurde Ayman beim Spielen mit anderen Kindern von einer Handgranate getroffen und verlor beide Beine und die Finger der linken Hand. Das Rote Kreuz vermittelte die Kinder in eine Einrichtung nach Lyon, Frankreich. Dort bekam Ayman die nötige medizinische Versorgung. Er begann, mit den für ihn angefertigten Prothesen wieder neu laufen zu lernen und die linke Hand weitestgehend mit Hilfe des Daumens zu benutzen. Nach sieben Monaten stand fest, dass eine Rückkehr in den Libanon, nach Hause ins Lager zur Familie, für Ayman nicht in Frage kam. Seine Behinderung war so gravierend, dass es ihm unter den Umständen dort nie möglich gewesen wäre, ein eigenständiges Leben zu führen. Er berichtet von einer Mutter, die damals ihren 15-jährigen querschnittsgelähmten Sohn in einer Schubkarre umherfuhr. Da bereits entfernte Verwandte der Familie in Berlin lebten, wurde er hierher vermittelt.

Am 20. September 1988 zog Ayman ins Kinderheim des Fürst Donnersmarck-Hauses auf die damalige Gruppe 5. Er konnte kein Wort Deutsch und war von den neuen Eindrücken, der fremden Spra-

che und der Konfrontation mit den anderen Kindern mit teilweise massiven körperlichen und/oder geistigen Beeinträchtigungen schier überwältigt. Intensive Gespräche mit den Betreuern und besonders mit anderen arabischen Jugendlichen, die ebenfalls im Fürst Donnersmarck-Haus wohnten, und sein großer Wille halfen ihm, die Barrieren, die ihm durch die Behinderung und die fehlenden Sprachkenntnisse gesetzt waren, größtenteils zu überwinden und die neue Situation anzunehmen.

Es folgte der Besuch an der Toulouse-Lautrec-Schule für Körperbehinderte. Mit großem Engagement schaffte er nach dem Hauptschulabschluss mit Hilfe der Abendschule den Abschluss der mittleren Reife und schließlich 1995 den Auszug in die eigene Wohnung. Rückblickend sagt Ayman, dass sein beruflicher Weg positiver verlaufen wäre, wenn er damals eine Regelschule besucht hätte und eine Ausbildung hätte absolvieren können.

Trifft man Ayman „Momo“ Mohsen heute, dann begegnet man einem engagierten Mann, der eine klare Meinung vertritt und der sagt, er sei froh, dass er als Wanderer zwischen den Kulturen das für ihn jeweils Beste herausholen konnte. Er weiß es sehr zu schätzen, dass er hier in Frieden und relativem Wohlstand lebt und ist sich dessen stets bewusst, wenn er „gerade Hühnchen isst, während seine Eltern und Geschwister im Libanon an einer Gurke knabbern“.

Durch seinen langen Aufenthalt im Rehabilitationszentrum hat Ayman sich mehr an deutschen Männern orientiert. „Über Gefühle kann ich besser mit meinen deutschen Freunden sprechen. So

habe ich mich anders entwickelt, eben nicht so machohaft. Oft werde ich zum Vermitteln bei Familienkonflikten hinzugezogen. Mit arabischen Freunden spreche ich über Probleme. Wenn ich über Gefühle reden würde, würden sie über mich lachen.“ Er passt sich der deutschen Kultur an. Ayman fühlt sich in Berlin zu Hause, sein Deutsch ist besser als sein Arabisch. Seit 2006 besitzt er endlich die deutsche Staatsbürgerschaft. Er ist mit einer Frau aus Shatila verheiratet und stolzer Vater von zwei Kindern.

Ayman engagiert sich ehrenamtlich sowohl im Basketball-Verein, wo er Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung trainiert, als auch in verschiedenen Selbsthilfe-Vereinen in Berlin. Bei der Gelegenheit will er anmerken, dass er sich über finanzielle Unterstützung oder Sponsoren sehr freuen würde (Sportgemeinschaft Handicap Berlin: www.sgh-berlin.de). Er möchte Menschen mit Behinderung UND Migrationshintergrund helfen, denn aus seiner Sicht gibt es für diesen Personenkreis noch zu wenig Hilfs- und Beratungsangebote in der Stadt.

Da die Familie nach der Geburt des zweiten Kindes im letzten Jahr eine größere Wohnung benötigte, zog sie von Spandau nach Reinickendorf-Ost. Dort machte Ayman bereits nach kurzer Zeit Erfahrungen, die seiner Meinung nach mehr seiner dunklen Hautfarbe als seiner Körperbehinderung zuzuschreiben sind. Im Supermarkt beispielsweise, wo ihm bereits öfter Hilfe durch andere Kunden versagt wurde, hat er eher das Gefühl einer Feindseligkeit gegenüber „dem Ausländer“ als gegenüber „dem Behinder-



*Ayman Mohsen
mit seinen
Kindern*

ten“. Insgesamt beeinträchtigt ihn hier in Deutschland seine Herkunft stets mehr als seine körperliche Behinderung. Besonders seit dem 11. September 2001 merkt er, dass er oft „anders angeschaut“ wird. Und dann berichtet er von einer Begebenheit, die man kaum glauben mag: Ayman besuchte regelmäßig einen ebenfalls körperbehinderten Freund, mit dessen Nachbarn, einem älteren Herrn, sie häufig ins Gespräch kamen. Eines Tages wurde Ayman zu Hause bereits von Polizisten empfangen und nach gründlicher Wohnungsdurchsuchung nach Waffen zur intensiven Befragung mit aufs Revier genommen. Der Nachbar hatte ihn als „Freund von Bin Laden“ gemeldet, und in der Aufregung um die Terroranschläge in den USA gingen die Behörden damals jedem noch so absurden Hinweis nach.

Heute erzählt Ayman das mit einer Prise Humor, aber es ist ihm anzumerken, dass es ihn doch ärgert, nur aufgrund seiner arabischen Herkunft verdächtigt worden zu sein. Sogar sein Keller, den Ayman nie in seinem Leben be„rollt“ hatte, da er nur durch Treppen zu erreichen war, wurde nach Waffen und Sprengstoff durchsucht. Im Prozess wurden dann allerdings glücklicherweise alle Vorwürfe fallen gelassen.

Daniela Klähn/Thomas Boldin

Als Teenager nach Deutschland

13 Jahre war Piotr Copik alt, als er Ruda Slaska, eine Kleinstadt in Südpolen, verließ, um mit seiner Familie in Deutschland zu leben. Zunächst fühlte sich alles fremd an für den Jugendlichen, der seit einem Unfall im Jahr 2004 behindert ist. Heimweh kam dennoch selten auf, zu sehr war er damit beschäftigt, deutsch zu lernen und sich in der neuen Umgebung zu orientieren. Zum Lebensmittelpunkt wurde schnell die Schule. „In Ruda Slaska habe ich mich in der Schule nicht wohl gefühlt, hier in Berlin fand ich schnell Anschluss“, erzählt Piotr Copik im Rückblick. Heute arbeitet er in einer Werkstatt für Behinderte und fühlt sich in Deutschland integriert.

Bis auf polnische Spezialitäten vermisst der 35-Jährige nichts aus seiner ehemaligen Heimat und fährt nur noch selten zu Besuch hin. „Meine ganze Familie wohnt mittlerweile in Deutschland. In Polen ist keiner mehr, den ich besuchen könnte, ich müsste dort in einem Hotel wohnen“, sagt er. Seit Piotr Copik in die „Alte Mälzerei“, eine Wohneinrichtung mit Intensivbetreuung der Fürst Donnersmarck-Stiftung, gezogen ist, kann er ein weitgehend selbstständiges Leben führen und ist bei seinen Eltern nur noch zu Besuch. „Dort reden wir polnisch. In der Wohnung meiner Eltern hängt sogar noch eine polnische Fahne im Wohnzimmer“, sagt er lächelnd.

Auch die Familie von Rolanda Maric ist in den 70er Jahren vom ehemaligen Jugoslawien nach Deutschland gezogen, um hier zu leben und zu arbeiten. Die heute 38-jährige Kroatianin wurde in Deutschland geboren. Da sie bereits von Geburt an behindert ist, sahen ihre Eltern zunächst keine Möglichkeit, Arbeit und die Pflege des Kindes miteinander zu ver-

einbaren und gaben Rolanda zu ihrer Oma und Tante nach Kroatien. Dort blieb sie die ganze Kindheit über. Sie erzählt lebhaft von einer Kindheit auf dem Dorf, wo sie zusammen mit anderen Kindern

auf der Straße gespielt hat. „Das ging gut, da ich noch nicht auf einen Rollstuhl angewiesen war“, erinnert sie sich. Rolanda Maric ging zusammen mit anderen Kindern in die Dorfschule, eine spezielle Förderung erhielt sie nicht.

Das änderte sich, als sie mit 15 Jahren zurück zu ihren Eltern nach Deutschland zog. Alles war fremd, erinnert sie sich, das Essen, die Sprache, und sie merkte, dass sie als Jugendliche mit Behinderung auch anders

behandelt wurde. Ihre Behinderung wurde sichtbarer. „Ich vermisste mein Leben in Kroatien und ganz besonders meine Oma“, erzählt sie. Ihre Situation besserte sich, als sie in Berlin in eine Schule kam, die speziell auf ihre Bedürfnisse ausgerichtet war. Zu erstem Mal erfuhr sie Förderung aufgrund ihrer Behinderung. „Ich ging gern zur Schule und war erstaunt, was für mich alles möglich war“, erzählt sie. Gleichzeitig empfindet sie die Gelassenheit im Umgang mit Kindern mit Behinderung, die sie in ihrem Dorf erlebt hat, als positiv. Zwar hat Rolanda Maric die kroatische Staatsbürgerschaft, doch ihr Lebensmittelpunkt ist Deutschland. Anders als Piotr Copik würde sie gerne ab und zu in ihre einstige Heimat zurückfahren. Doch zunehmende Mobilitätsprobleme machen eine Reise in das abgelegene Dorf zu einer mühsamen Odyssee. Daher fährt sie nur noch selten hin.



Piotr Copik und Rolanda Maric

Ursula Rebenstorf

Zwischen zwei Welten

Eine sehbehinderte Migrantin in Berlin

Als Yüksel Dagkesen an einem lebensbedrohlichen Gehirntumor erkrankte, entschied sich die Familie, sie in Berlin behandeln zu lassen. Ihr Vater lebte und arbeitete bereits in Berlin. Yüksel Dagkesen überlebte die Operation, kann allerdings seitdem nicht mehr sehen. Ein Jahr später starb die Mutter, so dass Yüksel Dagkesen zusammen mit ihren drei Geschwistern zwischen Deutschland und der Türkei pendelte. Mal lebte sie bei ihrer Oma nahe der türkisch-syrischen Grenze, mal in Berlin bei ihrem Vater, der bald darauf auch wieder heiratete. Eine Lehrerin, selbst türkischer Herkunft, unterrichtete das sehbehinderte Kind, bis es mit zehn Jahren an der Johann-August-Zeune-Schule für Blinde in Steglitz eingeschult werden konnte. 1984 ging die Familie endgültig zurück in die Türkei und Yüksel Dagkesen blieb in Berlin zurück. Zusätzliche Erkrankungen machten eine dauerhafte ärztliche Behandlung notwendig. Yüksel Dagkesen zog in das Fürst Donnersmarck-Haus und lebt seit 1993 in einer Wohngemeinschaft für Menschen mit Behinderung der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Heute flicht sie Stühle in der „Imaginären Manufaktur“ in der ehemaligen Kreuzberger „Blindenanstalt“.

Ihr Leben in Deutschland sieht Yüksel Dagkesen zwiespältig. Zwar ermöglichen ihr die Qualität der medizinischen Behandlung, ihre kreative Arbeit in der Flechtmanufaktur und das Leben in der Wohngemeinschaft ein weitgehend selbstständiges Leben, doch Yüksel Dagkesen sehnt sich nach ihrer Familie in der Türkei. „Ich würde am liebsten dort mit meiner Familie leben“, sagt sie. Halt findet die 44-Jährige bei ihrer besten Freundin

und bei zwei Kollegen, die auch sehbehindert sind und aus der Türkei kommen. „Wir reden natürlich untereinander gerne türkisch, aber das finden die anderen Kollegen nicht gut“, erzählt sie. Ihre Mitbewohner kommen aus Deutschland und sehen in der Freizeit gerne fern, ein Hobby, mit dem Yüksel Dagkesen verständlicherweise nicht viel anfangen kann. Sie webt oder knüpft gerne Teppiche oder telefoniert viel mit ihrer Familie und ihren Bekannten. Den Umgang mit Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund hier in Deutschland sieht sie kritisch. „Einmal stand ich trotz Mobilitätshilfe alleine im Supermarkt und habe viele Menschen gefragt, ob sie mir helfen können, da ist nichts passiert“, entrüstet sie sich. „Eine türkische Frau hat das beobachtet und mir beim Einkaufen geholfen“, erzählt sie weiter. Hilfsbereitschaft ist für sie selbstverständlich. „Ich würde jedem helfen, egal wer er ist“, sagt sie. Immer wenn sie Urlaub hat, fährt Yüksel Dagkesen zu ihrer Familie in die Türkei: Ein Pendeln zwischen zwei Welten.

*Yüksel Dagkesen
beim Flechten
eines Armbandes*

Ursula Rebenstorf



Einen gemeinsamen Weg finden

Zur interkulturellen Öffnung von Werkstätten für Menschen mit Behinderung

Für zahlreiche Menschen mit Behinderung bieten Werkstätten seit Jahren Chancen zur beruflichen Entfaltung und Entwicklung. Arbeitnehmer mit Migrationshintergrund sind in der Werkstattlandschaft jedoch unterrepräsentiert. Viele Familien mit Migrationshintergrund und behinderten Kindern sind Werkstätten gegenüber skeptisch. Die Unkenntnis über die vielfältigen Möglichkeiten von Bildungswegen oder mangelnde Sprachkenntnisse können zu Barrieren werden, die nur schwer zu überwinden sind. Die Berliner Werkstätten für Behinderte GmbH (BWB) gehört zu den ersten, die sich bewusst für die kulturelle Öffnung ausgesprochen haben. 2010 hat das Berliner Unternehmen ein Konzept zur interkulturellen Öffnung im Unternehmen verankert. „Wir haben uns gefragt, was wir als Werkstatt ändern müssen, um uns Menschen mit Migrationshintergrund zu öffnen“, erklärt die Projektverantwortliche Pinar Can. Durch den Öffnungsprozess hat sich einiges verändert: Mehrsprachige Informationsbroschüren und entsprechende muttersprachliche Ansprechpartner im Stammpersonal des Unternehmens beseitigten Zugangsbarrieren, die auf Informationsdefizite und fehlende Sprachkenntnisse zurückzuführen sind. In der Praxis kann das auch Hilfe beim Ausfüllen von Anträgen bedeuten oder auch das Begleiten zu Rechtsanwälten, wenn Unsicherheiten über den Aufenthaltsstatus den Eintritt in die Werkstatt verhindern.



*Pinar Can,
Projektleiterin
"Kultursensible
Werkstatt"*

Der Anspruch, eine kultursensible Werkstatt zu werden, brauchte zunächst Zeit – Zeit für das Stammpersonal, sich mit eigenen Vorurteilen und Fragen auseinanderzusetzen und interkulturelle Kompetenzen zu erwerben. Wie geht man damit um, wenn z.B. ein muslimischer Mitarbeiter beten möchte? Wer muss sich wem anpassen? Das sind praktische Fragen, die im Arbeitsalltag schnell zu Missverständnissen und Konflikten führen können. Als Ansprechpartner und Vermittler bei Problemen kommt den muttersprachlichen Gruppenleitern, die die BWB beschäftigt, eine zentrale Bedeutung zu. „Wir haben Kollegen, die sehr offen reagieren und froh sind, dass sie einen Ansprechpartner haben, an den sie sich wenden können, wenn sie etwas nicht verstehen“, erzählt Pinar Can. Gleichzeitig stehen die mehrsprachigen Gruppenleiter im Kontakt mit den behinderten Mitarbeitern sowie deren Familien und Betreuern. Bildungsangebote unterstützen den Prozess der Kultursensibilität zusätzlich. Dazu bietet der Bildungssektor der BWB ähnlich einer Volkshochschule ein Semesterprogramm mit rund 200 Kursen an, wo jeder Mitarbeiter aus dem Stammpersonal gleichzeitig Dozent ist. Kurse zum „Deutsch-türkischen Dialog“ oder zur „Entwicklung von sozialen Kompetenzen“ sind hier genauso zu finden wie Lerninhalte zu Verwaltungsaufgaben.

Nach Projektabschluss hat das Thema interkulturelle Werkstatt seinen festen Platz im Leitbild des Unternehmens. „Wir sehen das Thema interkulturelle Werkstatt als Prozess, den wir weiterführen wollen. Dazu sind wir im Austausch mit anderen sozialen Einrichtungen und fördern das Thema durch Netzwerkarbeit“, sagt Pinar Can.

Ursula Rebenstorf

Vertrauenssache

Kultursensible Gruppen- und Beratungsangebote für Familien und ihre behinderten Kinder

Das Gefühl, als Mutter eines behinderten Kindes nicht richtig verstanden zu werden, kennt Nejla Ersoy aus eigenem Erleben gut. Als ihr Sohn vor 24 Jahren mit Trisomie 21 und drei Herzfehlern zur Welt kam, verbrachte sie unzählige Tage in Krankenhäusern, bei Behörden und Beratungsstellen. „In Gesprächen mit Sozialarbeitern oder Ärzten hatte ich mich als türkischstämmige Mutter eines behinderten Sohnes nicht ernst genug genommen und verstanden gefühlt, und dass, obwohl ich fließend deutsch spreche“, erzählt die angehende Heilpädagogin mit Migrationshintergrund rückblickend.

Nejla Ersoy erkannte, dass die bestehenden Beratungs- und Vernetzungsangebote sich nicht an Eltern von behinderten Kindern mit Migrantenhintergrund richteten. So gründete sie eine Mutter-Kind-Gruppe speziell für türkische Mütter von behinderten Kindern. „Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass viele Frauen aus meiner Kultur innerhalb der Familie gut integriert, aber in der Öffentlichkeit isoliert sind“, erklärt sie. „Viele Frauen und ihre Familien erhalten notwendige Informationen nicht, kennen ihre Ansprüche nicht, da sie der deutschen Sprache nicht mächtig sind und sich nicht gut ausdrücken können und teils auch aus Schamgefühl“, so Ersoy weiter.

Seit mittlerweile 16 Jahren treffen sich türkische Mütter mit ihren behinderten Kindern in der Mutter-Kind-Gruppe in Neukölln. Hier können sie sich austau-



Nejla Ersoy

schen, über ihre Kinder sprechen und Gemeinschaft mit Gleichgesinnten erleben. Nejla Ersoy genießt deren Vertrauen. So kann sie auch in Gesprächen herausfinden, ob die Familien die erforderlichen medizinischen Diagnosen und Fördermöglichkeiten für ihre Kinder kennen. „Gerade bei der Diagnose ist es ganz wichtig, dass die Eltern diese auch genau verstehen“, betont Nejla Ersoy. Sie erlebt, dass Ärzte in Krankenhäusern beim Diagnosegespräch auch mal die türkische Putzfrau zum Dolmetschen dazu bitten. Ob der medizinische Sachverhalt korrekt übersetzt ist und ob die Eltern die Behinderung des Kindes erfasst haben, wird zu wenig nachgeprüft. Nejla Ersoy spricht mit den Müttern viel über Diagnosen und zeigt Entwicklungsmöglichkeiten für die Kinder auf. „Es ist in unserem kulturellen Kontext noch selbstverständlich, dass die Mütter sich ganz und gar der Pflege und Betreuung der behinderten Kinder widmen, oft auch dann noch, wenn die Kinder schon längst erwachsen sind“, sagt Nejla Ersoy.

Einmal in der Woche hält Nejla Ersoy Sprechstunde beim Verein Integrative Sozialarbeit e.V. (Integra e.V.), einem Träger der interkulturellen Jugendhilfe.

Da Nejla Ersoy den gleichen kulturellen Hintergrund hat wie die meisten der Ratsuchenden, erzählen Eltern ihr, was ihnen wichtig ist, wo die Familie Probleme hat oder sich nicht ausreichend informiert fühlt. „Wenn ich das Vertrauen gewonnen habe und die Familien wirklich erkennen, dass man ihren Kindern helfen will, dann kann man viel erreichen“, bestätigt sie.

Ursula Rebenstorf

Kontakt: [Integra e.V., Wissmannstraße 1, 12049 Berlin, Tel: 030-60902946](mailto:nejla.ersoy@integraev.de)
E-mail: nejla.ersoy@integraev.de

Es ist wichtig, einfach da zu sein

Migration und Behinderung –
Thema in der Berliner Verwaltung?

Seit Sommer 2011 bieten die Beauftragte für Integration und Migration, Regina Reinke, und die Beauftragte für Belange von Menschen mit Behinderung, Ulrike Ehrlichmann, im Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg gemeinsame Beratungen an. Das Suchen nach Schnittstellen und diese Form der interdisziplinären Zusammenarbeit sind im Bezirksvergleich einzigartig.

Wie oft begegnen Ihnen Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund?

Regina Reinke: Wenn ich das Thema Behinderung in meiner Arbeit als Migrationsbeauftragte völlig außen vor lasse, taucht es nicht häufig auf. Es hat damit zu tun, dass die wirtschaftliche Situation der Migrantenfamilien und ihr Aufenthaltsstatus immer vorrangig sind. Behinderung wird dann zum Thema, wenn die Existenz gesichert ist.

Ulrike Ehrlichmann: Bei mir sieht das anders aus. Meine Fallzahlen betreffen zu mehr als einem Drittel beide Themen. Diese Fälle sind kompliziert und arbeitsintensiv, weil viel zu lange gewartet wurde und die Leute schon massive Probleme haben, bis sie auf die Idee kommen, ins Bezirksamt zu gehen. Schwellenangst und Informationslücken sind bei Migranten sehr groß.

Sie bieten in Kreuzberg in verschiedenen Einrichtungen eine gemeinsame Sprechstunde an. Warum?

Regina Reinke: Wir haben zurzeit drei Projekte, Arkasu e.V., Kotti Familiengarten und Nadeshda, bei denen wir regelmäßig einmal im Monat eine gemeinsame Beratung anbieten. Hintergrund dieser Maßnahme ist ein 2009 von uns durchgeführtes Projekt, in dem wir Barrieren und



*Beauftragte für
Integration und
Migration Regina
Reinke*

Hemmschwellen bei Migranten, die gleichzeitig gesundheitliche Einschränkungen oder eine Behinderung und keine Kenntnisse über ihre Ansprüche haben, identifiziert haben. Mit den Sprechstunden möchten wir Barrieren abbauen. Denn Verwaltung ist eine Hemmschwelle, das ist unbestritten.

Ulrike Ehrlichmann: Die Projekte sollen uns und unsere Angebote besser bekannt machen, damit diese gezielter genutzt werden. Unser Anliegen ist es, dort Sensibilität zu wecken, genauer nachzufragen, um früher mit Unterstützung ansetzen zu können. Typisch ist, dass uns zunächst gesagt wird, dass es in den Migrantenprojekten keine Behinderung gäbe. Im Laufe des Gesprächs fallen unseren Gesprächspartnern dann doch einzelne Fälle ein. Dann wird erkannt, dass es Unterstützungs- und Informationsbedarf gibt. Ein Beispiel: Eine Frau mit Migrationshintergrund, die ihr behindertes Kind in einer Integrations-schulklasse unterbringen wollte, hatte bei verschiedenen Schulen mehrfach vergeblich angefragt. Sie wusste nicht, dass sie damit zum Schulamt gehen muss. Viele geben dann einfach auf.

Welche Themen begegnen Ihnen häufig?

Regina Reinke: Die Suche nach barrierefreiem Wohnraum und die Finanzierung sind grundsätzliche Probleme.

Ulrike Ehrlichmann: Bildung und Fördermöglichkeiten für Kinder sind weitere Schwerpunkte. Wo finde ich den richtigen Kita-Platz? Bleibt mein Kind sein Leben lang behindert? Das sind Fragen verunsicherter Mütter.

Regina Reinke: Manche Familien ziehen sich oft zurück oder nehmen keinen Familienhelfer in Anspruch – aus Angst, das Kind wird entfremdet oder in Vormundschaft gegeben. Gerade bei Flüchtlingen bestehen natürlich Ängste.

Viele finden sich auch ohne Migrationshintergrund im Verwaltungsdschungel schwer zurecht. Wo sehen Sie die Probleme für Menschen mit Migrationshintergrund?

Regina Reinke: Die größte Hürde ist der Gemeindedolmetscherdienst, der nur nach Terminvereinbarung tätig wird. Sinnvoll wäre es, wenn der bei allen publikumsrelevanten Bereichen in den Sprechstunden vor Ort wäre. Wir haben hier im Bezirk zwei Jahre lang im Rahmen eines Projekts „Interkulturelle Öffnung der Verwaltung“ abgefragt, welche Ämter den Gemeindedolmetscherdienst in Anspruch nehmen. Bis auf das Jugendamt wird der nicht oder kaum genutzt. Dabei stehen die Mittel zur Verfügung und der Bedarf ist da.

Ulrike Ehrlichmann: Neben Sprachmittlern wären feste Bezugspersonen und Sachbearbeiter im Jobcenter und im Sozialamt wichtig. Die Antragssteller müssen jedes Mal ihren Fall neu erklären, ihre



Behindertenbeauftragte für Friedrichshain-Kreuzberg Ulrike Ehrlichmann

Leidensgeschichte erzählen und das auch noch in einer fremden Sprache. Das ist eine Katastrophe für beide Seiten. Die Sachbearbeiterin kann einen Antrag, z.B. auf Eingliederungshilfe, ohne Begründung ablehnen. Oft wird darauf spekuliert, dass bei Ablehnung eines Antrags gerade Menschen mit Migrationshintergrund nicht in Widerspruch gehen.

Wo sehen Sie weitere Vorteile für Ihre Zusammenarbeit?

Ulrike Ehrlichmann: Maßnahmen können früher greifen. Sie bedeuten für uns zwar einen erhöhten Arbeitsaufwand, sind aber im Ergebnis effektiver.

Regina Reinke: Ich habe viel über Belange von Menschen mit Behinderung erfahren. Früher war z.B. Barrierefreiheit für mich kein großes Thema. Das hat sich durch unsere Zusammenarbeit verändert.

Vielen Dank für das Gespräch!

Ursula Rebenstorf

Termine und Orte der gemeinsamen Beratungen zum download unter <http://tinyurl.com/6qnm03o>



Mit Behinderung leben in Kreuzberg

Erfahrungen einer „Stadtteilmutter“

Als Tayyip vor zwölf Jahren mit einer schweren Herzerkrankung und Stoffwechselstörung zu Welt kam, galten die Überlebenschancen zunächst als gering. Heute besucht Tayyip die Schillingschule, eine Förderschule für sprach- und körperbehinderte Kinder in Berlin Kreuzberg – er ist auf einen Rollstuhl angewiesen. Tayyip hat hier viele Freunde und ist ein guter Schüler, erklärt seine Mutter, H. Fidan stolz. Dass diese Entwicklung nicht selbstverständlich ist, weiß sie nur allzu gut. Die türkische Mutter arbeitet bei den „Stadtteilmüttern“, einem Projekt des Diakonischen Werks Stadtmitte. Hier zwischen Mehringplatz, Anhalter Bahnhof und Kottbusser Tor, wo knapp die Hälfte der Bevölkerung einen Migrationshintergrund hat, ist die Zahl der Arbeitslosen im Vergleich zum allgemeinen Berliner Durchschnitt überdurchschnittlich hoch. Fast jedes zweite Kind ist auf existenzsichernde Transferleistungen angewiesen.

Durch die Unterstützung ihrer Familie fand H. Fidan die Kraft, ihren Sohn durch lange Krankenhauszeiten zu begleiten und ihn bestmöglich zu fördern. Sie hofft, dass ihr Sohn einen guten Schulabschluss schafft und eine Berufsausbildung beginnen kann. Seine Selbstständigkeit ist ihr sehr wichtig. Dennoch kann sich Frau F. nicht vorstellen, getrennt von ihrem Sohn zu leben.



Kontakt:
Diakonisches
Werk Berlin
Stadtmitte e.V.
Projekt
Stadtteilmütter
in Friedrichshain-
Kreuzberg
Eisenbahnstr. 9,
10997 Berlin
Tel.:
030-610 738 92
[www.diakonie-
stadtmitte.de](http://www.diakonie-stadtmitte.de)

Sie fühlt sich verantwortlich und macht sich Sorgen, dass er ohne ihre Unterstützung stärker unter seiner Krankheit leiden wird. Bei den wiederholten Krankenhausaufenthalten war sie immer dabei und berichtet sehr positiv von den Behandlungen. Im Krankenhaus Westend sind die beiden schon gut bekannt und haben ihre „Lieblingsstation“.

Gemeinsam mit ihrer Familie hat H. Fidan viel erreicht: Sie bekommen Pflegegeld für Tayyip und werden zu diesen Themen alle sechs Monate von einer Sozialassistentin der Krankenkasse beraten. Viele Wünsche sind aber auch noch offen. Vor allem hätte die Familie gern die deutsche Staatsangehörigkeit, die ihnen vor ein paar Jahren wegen der Arbeitslosigkeit des Vaters verwehrt wurde. Sie benötigen eine behindertengerechte Wohnung und finanzielle Unterstützung für zusätzliche Diätkosten. Frau F. ist gerade dabei, ihren Führerschein zu machen, um mit ihrem Sohn mobiler zu sein. Die eingeschränkte Barrierefreiheit der Berliner U-Bahn macht auch ihr zu schaffen.

Hinsichtlich der Hilfsbereitschaft empfindet H. Fidan keinen Unterschied zwischen Deutschen oder Türken. Ihre Erfahrungen im Umgang mit ihrem behinderten Sohn, vor allem die Möglichkeiten, die auch Migrantenfamilien offen stehen, wollte sie weitergeben. Deshalb ließ sie sich zur Stadtteilmutter weiterbilden und hilft nun Familien, insbesondere aus ihrem eigenen Kulturkreis. Sie berät sie zu Sprachförderung, Erziehungsfragen oder finanziellen Unterstützungsmöglichkeiten.

Es ist immer viel los in der Familie: Am Wochenende gibt es eine Geburtstagsfeier bei der Cousine und am Sonntag ist das Opferfest. Und Tayyip ist immer mit dabei. „Er ist ein lebensfroher Mensch“, sagt H. Fidan. „Das liegt an der Liebe in der Familie.“

Christine Busch/Ursula Rebenstorf

Vielfalt in der Beratung

Peer-Counseling-Fortbildung für Migranten mit Behinderung oder chronischer Krankheit

Nach Einschätzung der „Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben Deutschland e.V.“ (ISL) erfahren behinderte und chronisch kranke Menschen mit Migrationshintergrund nicht die Unterstützung, die sie brauchen, und kommen in der deutschen Selbsthilfeszene kaum vor. Daher hat ISL ein Curriculum zu einer Peer-Counseling-Fortbildung entwickelt, das sich gezielt an Migranten mit Behinderung und chronischer Krankheit richtet. „Das pädagogische Prinzip der Selbstbestimmt-Leben-Bewegung ist das Peer-Counseling, bei dem ausgebildete Beraterinnen und Berater, die selbst mit einer Behinderung leben, die Beratung übernehmen“, erklärt Günter Heiden, Projektleiter „Curriculum-Entwicklung“ und Presseferent bei ISL. „Ihr Rollenvorbild hilft Ratsuchenden, ihre eigenen Lösungen zu finden. Bei den bisherigen Ausbildungen der ISL von Beraterinnen und Beratern wurde auf den Aspekt ‚Migrationserfahrung‘ jedoch noch kein Bezug genommen. Es fehlen also die Rollenvorbilder von Menschen, die selbst eine Zuwanderungsgeschichte haben und mit Behinderung leben. Deshalb hat die ISL dieses Curriculum erstellt“, so Heiden weiter.

Wer sich zum Berater ausbilden lassen möchte, muss sich intensiv mit der eigenen Migrationsgeschichte auseinandersetzen. Das Bewusstsein der eigenen Geschichte als Person mit Behinderung oder chronischer Erkrankung und Migrationshintergrund steht dabei im Vorder-

grund, erlebte Diskriminierungserfahrungen werden mit Hilfe von Selbsterfahrungsübungen reflektiert. Die angehenden Counseloren erhalten Grundkenntnisse in der Beratung und Kommunikationstechniken. Vermittlung von Wissen, u.a. über die Systematik der Menschenrechte, über das deutsche Behindertengleichstellungs- und Sozialrecht oder über das Asyl- und Ausländerrecht, runden die Ausbildung ab. Eine menschenrechtlich orientierte und ganzheitliche Sicht des Lebens mit Behinderung oder chronischer Erkrankung sowie Offenheit für die Idee des selbstbestimmten Lebens sind Voraussetzungen für eine Bewerbung. Unterrichtet wird in deutsch bzw. in deutscher Gebärdensprache.

Das Fortbildungsangebot versteht sich als Ergänzung zu den existierenden Beratungsangeboten von Einrichtungen und Organisationen, die bereits in der Beratung von Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund tätig sind. Mit Peer-Counseling erhalten ratsuchende Menschen zusätzliche Wahlmöglichkeiten, um sich die benötigte Unterstützung zu organisieren.

Ursula Rebenstorf



Illustration:
Doris Brandt

Weitere Informationen

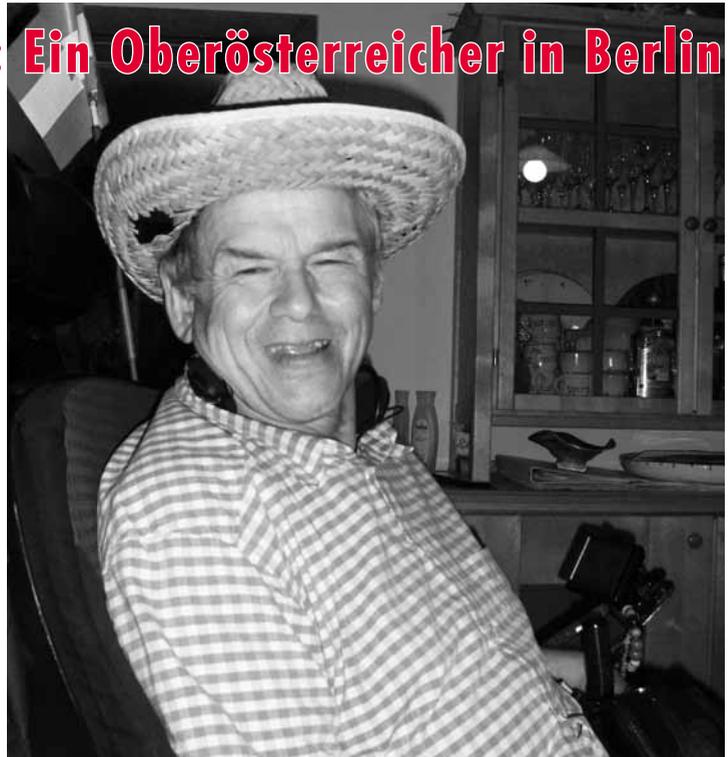
Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland e.V. – ISL
H.-Günter Heiden, M.A. (Projektleitung „Curriculum-Entwicklung“)
Krantorweg 1, 13503 Berlin
Tel.: 030-4057-3680
Fax: 030-4057-3685
Email: hgheiden@isl-ev.de, www.isl.de

Immer dem Herzen nach: Ein Oberösterreicher in Berlin

Über Unterschiede und Gemeinsamkeiten der österreichischen und deutschen Mentalität wird gern mal diskutiert. Und wer kennt sie nicht, die mehr oder weniger schmeichelhaften gegenseitigen Zuschreibungen und daraus folgenden Neckereien? Viele Deutsche verbringen ihren Urlaub in Österreich, schwärmen von der Schönheit der Natur, der Gemütlichkeit und den Mehlspeisen. Dass sich aber umgekehrt auch die Homines Austriaci im Land der Piefke – und insbesondere in Berlin – wohlfühlen, stößt hierzulande mitunter auf Unverständnis: Wie kann man nur so ein Idyll verlassen? Doch rund 8000 Österreicher haben in Berlin ihren Hauptwohnsitz gemeldet und lassen sich weder vom platten Land noch der Großstadtheftik noch von der nicht-existenten Kaffeehaus-Kultur abschrecken.

Einer dieser Unerschrockenen ist der Oberösterreicher Alfons Sperl. Man könnte ihn als Liebesemigranten bezeichnen. Aus Liebe verließ er vor 22 Jahren seine oberösterreichische Heimat, um zu seiner Frau Sigrid zu ziehen. Bis heute leben die beiden im beschaulichen Lankwitz. Eine schöne Liebesgeschichte, kurz erzählt. Aber wenn man ein bisschen genauer nachfragt, dann merkt man, dass auf der Wegstrecke zum gemeinsamen Liebesglück doch auch das ein oder andere Stolpersteinchen lag. Besonders Alfons Sperls Lebensgeschichte lässt nicht vermuten, dass er einmal einen so großen Schritt wagen würde.

Alfons war das fünfte Kind einfacher Leute vom Land. Bei der Geburt erlitt er einen Sauerstoffmangel, der zu dauerhaft spastischen Lähmungen führte. Seine Kindheit und frühe Jugend waren von



Alfons Sperl

großer Einsamkeit geprägt. Außerhalb der Schule hatte er kaum Spielkameraden, seine Geschwister waren viele Jahre älter. Erst mit 16 Jahren bekam er einen richtigen Rollstuhl. Davor musste er sich mit einem Konstrukt seines Bruders, der Schlosser war, behelfen. Seine Welt war damals sehr klein.

Das änderte sich erst, als Alfons Sperl Anfang der 70er Jahre in Kontakt mit dem engagierten, selbst behinderten Pfarrer Gots kam, der die oft völlig unzureichende Versorgung und das sinnentleerte Dasein von Menschen mit Behinderung erkannte. Auf seine Initiative hin wurde ein Heim gebaut, in das auch Alfons Sperl zog. An seinem neuen Wohnort fand er Anschluss an die Landjugend, wurde unkompliziert in die Gemeinschaft aufgenommen und zu Unternehmungen mitgenommen. Das war wie ein Befreiungsschlag für ihn: „Ich habe damals zum ersten Mal gespürt, dass ich ein Mensch bin und nicht reduziert werde auf die Behinderung.“

Als Alfons Sperl schließlich in das für damalige Verhältnisse infrastrukturell inno-

vative Behindertendorf Altenhof zog, blühte er vollends auf. Er holte nach, was er davor versäumt hatte, genoss seine Freiheit, Disco-Besuche und Reisen. An eine feste Beziehung dachte er nicht, als er Anfang der 80er Jahre zum ersten Mal der Berlinerin Sigrid begegnete. Sie war die Urlaubsbekanntschaft eines Mitbewohners. Er fand sie nett, nichts weiter. Bei Sigrid hatte es wohl schneller gefunkt. In regelmäßigen Abständen sandte sie ihm Lebenszeichen aus der Ferne. Doch für Alfons war klar: „Eine Fernbeziehung möchte ich nicht.“ Irgendwann kippte dieser eiserne Grundsatz: „Bei einem Telefonat hat sie mich gekriegt.“ Fortan flatterten Briefe hin und her, Kassetten wurden besprochen, mit Lieblingsmusik bespielt und ebenfalls verschickt – ein Kennenlernen über eine Distanz von 600 Kilometern hinweg.

1987 reiste Alfons Sperl anlässlich der 750-Jahr-Feier erstmalig nach Berlin. Und er wusste: „Das ist die Stadt meiner Träume.“ Traumhaft schön war auch das Zusammensein mit Sigrid. Doch bis er von Herzen zu ihr „Ja“ sagen konnte, musste noch ein paar mal hin und her besucht und auch erstmal drei Monate probegewohnt werden. Seine Freundin

*Alfons und
Sigrid Sperl*

half ihm – obwohl selbst Rollstuhlfahrerin – bei den alltäglichen Verrichtungen, er brauchte kaum Assistenz. Das war sein Glück, denn er musste bei den Besuchen alles selbst bezahlen.

1989 wusste Alfons Sperl schließlich, was er zu tun hatte. Er zog nach Berlin. „Ich hätte nicht gedacht, dass es so einfach sein würde“, erinnert er sich. Da Sigrid und er schnell heirateten, konnte er problemlos vom österreichischen ins deutsche Sozialsystem wechseln und seine Ansprüche geltend machen. Er musste sich auch nicht um eine Wohnung kümmern. Sigrids war groß genug für zwei. Selbstständig eroberte Alfons Stück für Stück die Stadt, die ihn auch heute noch fasziniert. Berlin ist die Heimat des Jungen vom Land geworden. Ständig ist er unterwegs, hat viele Freunde und nie Langeweile.

Ob das Leben in Deutschland respektive in Berlin für einen Menschen mit Behinderung – unabhängig von der Liebesgeschichte – besser ist als in Österreich? Laut Alfons Sperl lässt sich das so nicht vergleichen. Er ist nun schon so lange Zeit hier. In den 1970er, 1980er Jahren war es in Deutschland auf dem Land gesellschaftlich gesehen sicher ähnlich wie in Österreich. Also die Unterschiede ergeben sich vor allem aus dem Stadt-Land-Gefälle und der gesellschaftlichen Entwicklung über die Jahrzehnte.

Warum auch immer – so manches Landei fühlt sich gerade in der großen, großen Stadt wohl. Die Autorin dieses Textes bestätigt dies gerne!

Helga Hofinger



Botschafter des Inklusionsgedanken

Das Fachforum „Menschen mit Behinderung und Zuwanderungsgeschichte in Berlin“

Kreuzberg, September 2011: Ein Verein der Behindertenhilfe, ein interkulturelles Beratungs- und Begegnungszentrum, die Migrationsbeauftragte von Friedrichshain-Kreuzberg, die Behindertenbeauftragte von Tempelhof-Schöneberg und eine Seelsorgerin der islamischen Religionsgemeinschaft Milli Görüs sitzen an einem Tisch und diskutieren intensiv über Angebote für Menschen mit Behinderung und Zuwanderungsgeschichte.

Lebhafter Austausch ist ein Kennzeichen des Fachforums für Menschen mit Behinderung und Zuwanderungsgeschichte in Berlin. Marianne Freistein, Leiterin der Fachstelle „Migration und Behinderung“ bei der Berliner Arbeiterwohlfahrt, rief das Fachforum 2008 ins Leben – als Möglichkeit, den Austausch zwischen Verbänden, Vereinen und Organisationen aus dem Behindertenbereich, der Migrationsarbeit, von Migranten-Organisationen, Selbsthilfegruppen und der Berliner Verwaltung herbeizuführen und strukturell zu verankern. Ziel ist es, die Qualität der Angebote im Bereich sozialer Dienste für Menschen mit Behinderung und Zuwanderungsgeschichte zu verbessern. Dabei geht es sowohl um die Stärkung der Menschen mit Behinderung und Zuwanderungsgeschichte sowie deren Angehörige als auch um eine Sensibilisierung der professionell Arbeitenden für die Belange der Betroffenen.

„Trotz besonders hoher Belastungen durch Migration und Behinderung nimmt diese Gruppe die Dienste der Behindertenhilfe kaum in Anspruch“, erklärt Marianne Freistein. Die Notwen-

digkeit, sich in der Behindertenhilfe stärker für Migranten zu öffnen und das Thema Behinderung in Migrantenorganisationen stärker in den Fokus zu rücken, begründet das rege Interesse an dem Fachforum. Die Fachforumsmitglieder wissen um die sozialen Ausgrenzungsmechanismen, die diese Menschen immer wieder erfahren und wollen etwas daran verändern. Mit großem Engagement diskutieren sie deshalb nicht nur im Fachforum, sondern auch in ihren Organisationen. Sie sind Botschafterinnen und Botschafter des Inklusionsgedankens, den sie aktiv in ihre jeweiligen Organisationen hineintragen und der Menschen mit Migrationshintergrund einschließt.

In ihrer Funktion hat Marianne Freistein überall Kontakte geknüpft, um die Leute zusammenzubringen und um zu schauen, was sie mit dem Thema gemeinsam machen können. Bereits das erste Treffen, zu dem sie 2008 eingeladen hat, stieß auf große Resonanz. „Es war beeindruckend, mit welcher Intensität die Teilnehmer zu diesem hochkomplexen Querschnittsthema miteinander ins Gespräch kamen und wie hoch sie den Veränderungsbedarf einschätzten. Ich habe die Gruppen am Ende des Tages kaum auseinandergekriegt“, erinnert sie sich.

2009 gab sich das Fachforum eine Geschäftsordnung, und aus Interessenten wurden Mitglieder. „Eine Mitgliedschaft schafft Verbindlichkeit und ist eine gute Grundlage für gemeinsame Projekte“, begründet Marianne Freistein diesen Entschluss. Fünfmal pro Jahr treffen sich die mittlerweile ca. 30 Mitgliedsorganisati-

onen unterschiedlicher Trägerschaften, um im Fachforum gemeinsame Projekte zu entwickeln, sich auszutauschen und zu vernetzen – darunter auch immer neue Interessierte, die als Gäste am Fachforum teilnehmen. Dass das Fachforum in Berlin so positiv angekommen ist, freut Marianne Freistein natürlich sehr: „Langsam plat-

bedeutet eine schwierige Gratwanderung für Personen und Organisationen. Das eigene Verhalten im Hinblick auf Menschen mit Behinderung und Zuwanderungsgeschichte immer wieder zu reflektieren und Wege zur Inklusion zu suchen. Dafür ist das Fachforum in Berlin ein wichtiger Ort geworden. Darin sind sich



zen wir aber räumlich aus allen Nähten und müssen nach neuen Orten und neuen Strukturen suchen.“

„Inklusion ist nichts, was von heute auf morgen verwirklicht werden könnte, sondern ein fortlaufender Prozess, in dem wir auf gegenseitige Unterstützung angewiesen sind“, betont Marianne Freistein. Die große Herausforderung liege darin, die Vielfalt der Menschen anzuerkennen ohne gleichzeitig die Differenzen zu reproduzieren und zu verfestigen. Das sind zwei Seiten der gleichen Medaille und

Zusätzliche Treffen von Teilnehmerinnen des Fachforums ermöglichen

Austausch und kulturelles Verstehen

die Mitglieder des Fachforums einig und darauf möchten sie auch in Zukunft nicht mehr verzichten.

Die Arbeit des Fachforums wird vom Landesbeauftragten für Menschen mit Behinderung unterstützt.

Ursula Rebenstorf

Informationen zum Fachforum für Behinderung und Zuwanderungsgeschichte unter: www.awoberlin.de

Interkulturelles Verstehen in der Behindertenbetreuung

Neues Unterrichtsmodul in der Fachschule
für Heilerziehungspflege der Elisabeth-Schulen

Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund stellen eine in der Gesellschaft bislang wenig in Erscheinung tretende Personengruppe dar. Auch werden die Angebote der Behindertenhilfe – insbesondere im Bereich des Wohnens – von Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund so gut wie nicht genutzt. Als Gründe hierfür können traditions- und religionsbedingte Unterschiede sowie Fragen der Schichtzugehörigkeit und des sozialen Status angenommen werden. Der gesellschaftliche Anspruch auf Integration behinderter Menschen sowie die bestehenden Angebote und Dienste der Behindertenhilfe scheinen nicht den Bedürfnissen und Erwartungen behinderter Menschen mit Migrationshintergrund sowie deren Angehörigen zu entsprechen.

Die demographische Entwicklung lässt jedoch erwarten, dass die Nutzung von Diensten der Behindertenhilfe durch diese Personengruppe künftig steigen

*Austausch und
Begegnung
in Istanbul und
Graz*



wird. Damit sind Mitarbeiter/-innen in der Behindertenhilfe zunehmend mit Fragen des interkulturellen Verstehens im Umgang mit den Klienten sowie deren Angehörigen befasst. Ausbildungsstätten für soziale Berufe sind damit gefordert, den Lernenden das dazu nötige Hintergrundwissen zu vermitteln.

2010 und 2011 beteiligte sich die Fachschule für Heilerziehungspflege der Elisabeth-Schulen an einem durch EU-Mittel geförderten Projekt zur Entwicklung eines Unterrichts-Moduls „Interkulturelles Verstehen in der Behindertenarbeit“ für die Ausbildung in Heilerziehungspflegeschulen und Ausbildungszentren für Sozialberufe in Österreich und in Deutschland.

Zusammen mit den Kooperationspartnern, dem Ausbildungszentrum für Sozialberufe der Caritas in Graz sowie Yagmur Cocuklar, einer Schule für Kinder mit geistiger Behinderung und autistischer Symptomatik in Istanbul, erarbeiten Schüler und Lehrer der Elisabeth-Schulen Unterrichtsmodule zu verschiedenen Themenstellungen. Dazu fanden Treffen in Berlin, Graz und Istanbul statt.

Die Arbeitsergebnisse in Form von Unterrichtsmodulen werden allen in der Ausbildung in sozialen Berufen Tätigen als Download zur Verfügung stehen.

**Michael Richardt, Dozent/
Qualitätsbeauftragter Berufliche Bildung
der Elisabeth-Schulen**
[www.hoffbauer-bildung.de/
elisabeth-schulen](http://www.hoffbauer-bildung.de/elisabeth-schulen)

Fachtagung Migration und Behinderung – Wege der interkulturellen Öffnung

Die Situation von Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund stand im Mittelpunkt der Fachtagung, die von den Verbänden der Freien Wohlfahrtspflege und den Fachverbänden für Menschen mit Behinderung am 2. und 3. November 2011 in der Niedersächsischen/Schleswig-Holsteinischen Landesvertretung in Berlin veranstaltet wurde.



Gemeinsame Erklärung zur interkulturellen Öffnung für Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund kommt

Exemplarisch wurde die Situation von Menschen mit Migrationshintergrund und Behinderung anhand der „Berliner Kundenstudie“ dargestellt. Praxisbeispiele zeigten die Potenziale von Selbstvertretung und Selbstorganisation auf. Die Bedingungen für das Gelingen einer interkulturellen Öffnung von Einrichtungen und Diensten wurden erörtert, behinderungsspezifische Fachkenntnisse mit Kenntnissen der kultursensiblen Arbeit verknüpft. Die auf allen staatlichen Ebenen entstehenden Aktionspläne zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention und zur Integration von Menschen mit Migrationshintergrund standen ebenfalls zur Diskussion.

Auf der Fachtagung Migration und Behinderung wurde eine gemeinsame Erklärung zur interkulturellen Öffnung für Menschen mit Behinderung und Migrationshintergrund in Aussicht gestellt. Die Erklärung hat das Anliegen, der UN-Behindertenrechtskonvention gerecht zu werden und dem Ziel einer inklusiven Gesellschaft näher zu kommen, die die Einbeziehung aller Menschen fordert. Die Erklärung richtet sich an die Fachverbände, an alle Einrichtungen und Dienste, an

Menschen mit Migrationshintergrund, an Menschen mit Behinderungen sowie an Menschen mit Migrationshintergrund und Behinderung und an die Politik und Verwaltung. Die Ausgangslage ist, dass in Deutschland 16 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund und neun Millionen Menschen mit Behinderung leben. Beides stelle ein enormes Benachteiligungs- und Ausgrenzungsrisiko dar.

Was sind die Zugangsbarrieren?

- fehlende Informations- und Beratungsangebote
- unterschiedliches Verständnis von Migrationshintergrund und Behinderung
- verschiedene Auffassungen von Unterstützungsleistungen der Familie (teilweise kulturell geprägt)
- Unterstützungsangebote, die nicht den Bedürfnissen entsprechen
- mangelnde Vernetzung und Kooperation zwischen den Einrichtungen

Wo besteht Handlungsbedarf?

- Aufklärung und öffentliche Auseinandersetzung mit der Thematik („Bewusstseinsbildung“)
- Verbesserung von Information und Beratung (von einer „Komm-Struktur“ hin zu einer Einbindung in den Sozialraum)
- Entwicklung von interkulturellen Kompetenzen in den Einrichtungen
- Organisationsentwicklung der Einrichtungen in Bezug auf ihr Leitbild, Personalentwicklung, Kundenorientierung, Kooperation und Vernetzung
- Selbstverpflichtung der Verbände (innerverbandliche Verknüpfung)

Alle Träger, Fachverbände und Einrichtungen sind aufgefordert, ihre Anmerkungen hinzuzufügen. Eine Veröffentlichung der Erklärung erfolgt unter www.bagfw.de

Johannes Brühl,
Fürst Donnersmarck-Stiftung

Unsichtbare KlientInnen?!

Zur Situation behinderter oder chronisch kranker Menschen mit Migrationshintergrund

Fast 20 Prozent aller Menschen in Deutschland leben mit einer chronischen Erkrankung oder Behinderung. Dies sind etwa Multiple Sklerose (MS), Diabetes, Krebs, Asthma, Allergien, Rheuma, Epilepsie etc. Menschen mit MS oder einer anderen chronischen Erkrankung/Behinderung erfahren bei der Diagnosestellung eine tiefe Erschütterung der gesamten Identität. Für Menschen mit Migrationshintergrund kommen weitere Probleme hinzu: Weder das deutsche Gesundheitssystem noch die hiesigen Selbsthilfeorganisationen sind auf die in Deutschland lebenden rund 15,3 Millionen Frauen und Männer mit Migrationshintergrund eingerichtet. Neben sprachlichen Barrieren spielt auch die unterschiedliche Sicht von Krankheit und Behinderung in anderen Kulturkreisen eine Rolle. So wird eine Erkrankung oder Behinderung zunächst oft versteckt, schamhaft verborgen oder als „eigene Schuld“ betrachtet. Viele Betroffene fühlen sich deshalb minderwertig und werden von ihren Familien zwar versorgt, aber gleichzeitig versteckt und nicht mehr als vollwertig akzeptiert. Davon betroffen sind insbesondere Frauen mit Migrationshintergrund, die noch weniger als Männer die Chance haben, sich aus dem traditionellen Wertesystem ihrer Herkunftsfamilien zu lösen.

Es besteht großer Beratungsbedarf

Dementsprechend besteht nach Ansicht der Stiftung LEBENSNERV ein großer Beratungsbedarf. Ein Angebot an psychologischer Unterstützung wird bisher jedoch kaum vorgehalten. Und dort, wo

es vorhanden ist, erfolgt die Unterstützung vorwiegend durch nichtbetroffene Fachleute, meist ÄrztInnen oder SozialarbeiterInnen ohne Behinderung und ohne Migrationshintergrund. Die bisherigen Erfahrungen belegen jedoch, dass mit den klassischen Beratungsangeboten (stationäre Beratung) die Zielgruppe nur sehr schlecht erreicht wird und dass zahlreiche Zugangsbarrieren bestehen.

Die Stiftung LEBENSNERV hat deshalb mit der Untersuchung des Komplexes „Behinderung und Migrationshintergrund“ begonnen. In den Jahren 2008/2009 wurden zwei Studien erstellt, die vom Bundesministerium für Gesundheit (BMG) beziehungsweise vom AOK-Bundesverband finanziell unterstützt wurden. Nun liegen die Ergebnisse vor.

Studien empfehlen einen Ansatz der Vielfalt

Die AOK-geförderte Studie „MS und Migrationshintergrund“ untersuchte die Erwartungen von Menschen mit Migrationshintergrund, die an Multipler Sklerose erkrankt sind. Sie ging von der Annahme aus, dass ein interkulturell ausgerichtetes Beratungszentrum hilfreich sein könnte und fragte vor allem, welche Erwartungen MS-Betroffene mit Migrationshintergrund an ein solches Zentrum haben.

Die BMG-geförderte Studie „Zugangswege in der Beratung“ nahm alle behinderten und/oder chronisch kranken Menschen mit Migrationshintergrund in den Blick und untersuchte die Voraussetzungen für effektive Zugangskanäle in der



Beratung. Es wurde gefragt, ob die bestehenden, klassischen Beratungskanäle, die in der Regel auf einer „Komm-Struktur“ beruhen und von deutschen Anbietern stammen, für behinderte MigrantInnen wirklich geeignet sind.

Die generelle Empfehlung aus beiden Studien lautet: Die Vielfalt der Communities und Kulturen, der Beeinträchtigungen und Problemstellungen im Bereich von „Behinderung und Migration“ macht einen Ansatz der Vielfalt (Diversity) in den Lösungen erforderlich. Dieses Diversity-Prinzip ist bislang in der Bundesrepublik Deutschland erst ansatzweise eingeführt. Nach Ansicht der AutorInnen ist es jedoch ein Schlüsselprinzip in der Schaffung optimaler Beratungs- und Versorgungsstrukturen.

Notwendigkeit verstärkter Forschung und Aufklärung

Wichtig ist nach Ansicht der Stiftung LEBENSNERV auch der Bereich der Forschung: In fast allen Publikationen zum Thema Migrationshintergrund und Gesundheitsförderung/chronische Krankheit wird festgestellt, dass es zu wenig belastbare statistische Daten gibt. Statistisches Material zur Häufigkeit einzelner chronischer Krankheiten bei Menschen mit Migrationshintergrund ist kaum existent. Zusätzlich sind umfassende Aufklärungskampagnen (in Kooperation mit den MigrantInnen-Communities und den relevanten Selbsthilfeorganisationen) zum Leben mit chronischen Krankheiten erforderlich, die auch das Ziel haben, das Selbsthilfepotenzial der Betroffenen (Empowerment) zu entwickeln.

Menschen mit Migrationshintergrund und chronischen Erkrankungen benöti-

gen dringend geschlechts- und kultursensible Beratung. Dabei sind auch geschulte BeraterInnen mit Migrationshintergrund und eigener chronischer Erkrankung einzusetzen. Menschen mit Migrationshintergrund und chronischen Erkrankungen (besonders ältere Personen) benötigen ferner eine große Bandbreite an leicht verständlichen mehrsprachigen Informationen: Vereinzelt Informationen in Türkisch sind zwar hilfreich, reichen aber nicht aus, da die Anzahl etwa russischsprachiger Personen steigt. Die Homepages der Organisationen im Gesundheitswesen können leicht um mehrsprachige Informationen ergänzt werden.

Wichtigster Schritt: Sichtbar machen

Nach Ansicht der Stiftung LEBENSNERV stehen die deutschen Behindertenverbände noch ganz am Anfang, was die interkulturelle Öffnung betrifft, insbesondere im Bereich Multiple Sklerose. Es gehe vor allem darum, dass die Betroffenen erst einmal „sichtbar“ gemacht werden. Dies sei die wichtigste Voraussetzung für die Schaffung verbesserter Angebote.

H.-Günter Heiden



Illustration:
Doris Brandt

Download und Kontakt

Beide Studien mit den detaillierten Empfehlungen sind als Download erhältlich unter: www.lebensnerv.de

H.- Günter Heiden, Stiftung LEBENSNERV
Krantorweg 1, 13503 Berlin
Tel.: 030-4363542, Fax: 030-4364442
Email: lebensnerv@gmx.de
www.lebensnerv.de

Teilhabe von behinderten Menschen mit Migrationshintergrund

Projekt Kundenstudie der Katholischen Hochschule für Sozialwesen – Unterstütztes Wohnen in Berlin (2010)

Rund ein Viertel der Berliner Bevölkerung hat einen Migrationshintergrund. Die Vielzahl der Menschen nicht-deutscher Herkunft prägt nicht nur das Zusammenleben in der Stadt, sondern erfordert auch die interkulturelle Öffnung von Einrichtungen und Diensten. Träger der Behindertenhilfe stehen vor der Herausforderung, bei der Gestaltung der Angebote die kulturelle Vielfalt zu berücksichtigen und Zugangshindernisse, die auf kulturellen oder ethnischen Unterschieden beruhen, zu beseitigen. Unter der Leitorientierung Inklusion sind Unterstützungsleistungen zu entwickeln, die es Menschen ermöglichen, in ihren sozialen und kulturellen Bezügen ihren Bedürfnissen entsprechend zu leben und gleichberechtigt am Leben in der Gesellschaft teilzuhaben.

Das Teilhabepostulat der Behindertenhilfe entspricht im Kern den Zielperspektiven des nationalen Integrationsplans der Bundesregierung und dem Berliner Integrationskonzept für Menschen mit Migrationshintergrund. In diesem Konzept bedeutet Integration „neben der Förderung kultureller Vielfalt vor allem, dass Einzelpersonen oder ganze Gruppen gleichberechtigte Möglichkeiten der Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und Artikulation ihrer Interessen erhalten und von individueller und kollektiver Ausgrenzung geschützt werden“. Integration ist somit gleichbedeutend mit Chancengleichheit. Im Vergleich zu anderen Angeboten der sozialen Arbeit setzt die Entwicklung von interkulturellen Konzepten und Angeboten in der Behindertenhilfe verzögert ein. Um Einblick in die aktuellen Entwicklungen in

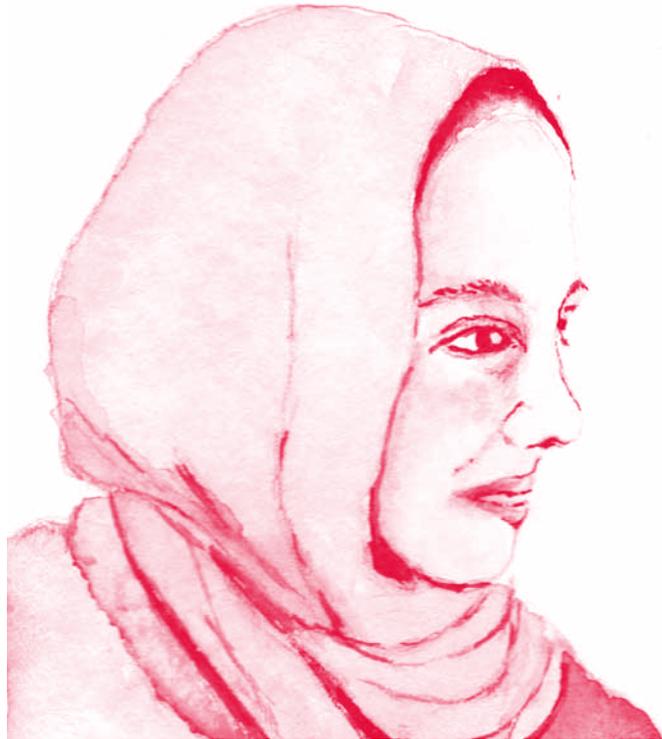


Illustration: Doris Brandt
diesem Feld zu gewinnen, wurden im Rahmen der Kundenstudie Befragungen und Interviews mit Akteuren im Feld der Behindertenhilfe und anderer sozialer Dienste sowie mit geistig behinderten Menschen nicht-deutscher Herkunft und ihren Angehörigen und Migrantenorganisationen geführt. Dabei standen behinderte Menschen türkischer Herkunft im Vordergrund.

In der bundesdeutschen Debatte um die interkulturelle Öffnung von Einrichtungen und Diensten ist die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung bislang kaum thematisiert. Auch bei Migrantenorganisationen gibt es nur wenige Projekte, die sich für die Verbesserung der Teilhabe dieses Personenkreises einsetzen.

In Berlin engagieren sich einzelne Beratungsstellen von Migrantenvereinen und Angehörigenselbsthilfegruppen in diesem Feld. Interkulturelle Ansätze in der Behindertenhilfe befinden sich in der Entwicklung, vereinzelt kommt es zu Kooperationen mit Akteuren im Bereich Migration. Als Keimzelle für weitere Vernetzungen arbeitet seit 2008 das Fachforum „Menschen mit Behinderung und Zuwanderungsgeschichte in Berlin“ des Berliner Landesverbands der Arbeiterwohlfahrt, an dem Vereine, Verbände und Institutionen der Behindertenhilfe und des Migrationsbereichs sowie Vertreter von Selbsthilfegruppen, Migrantenorganisationen und der Fachverwaltungen beteiligt sind.

Die Aussagen der befragten Akteure der türkischen Community geben Hinweise für die Entwicklung von kultursensiblen Angeboten für Menschen mit geistiger Behinderung und ihre Familien, die die Vielfalt der Lebensentwürfe und die Unterschiedlichkeit der Werte respektieren und zugleich die Teilhabechancen der behinderten Menschen stärken – ein Unternehmen, das nur in Kooperation mit den Betroffenen und den Migrantenorganisationen und -verbänden gelingt. Zu beachten ist, dass türkische Familien keine einheitliche Gruppe darstellen. So ist z.B. die Zusammenarbeit mit Familien der Gastarbeitergeneration durch unterschiedliche Werthaltungen geprägt: Während die Arbeit der Behindertenhilfe eher an Werten wie Individualität und Selbstbestimmung orientiert ist, legt ein Teil der Familien türkischer Herkunft, die traditionell orientiert sind, eher Wert auf familiäre Verbundenheit und Fürsorge. Diese Einstellung hat Auswirkungen auf die Lebensgestaltung und Lebensplanung. Zum Selbstverständnis vieler Familien gehört, dass Menschen mit Behinderung auch im Erwachsenenalter innerhalb ihrer Herkunftsfamilie betreut werden, was mit zunehmenden Alter des Kindes nicht selten zur Überforderung der Familien führt, insbesondere der Frauen. Die Suche nach Entlastung durch externe Hilfen kann in

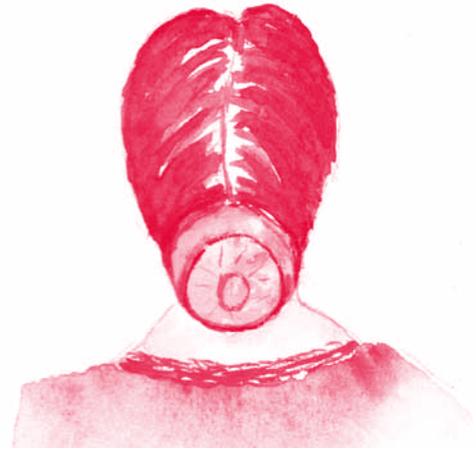


Illustration:
Doris Brandt

erheblichem Maß durch befürchtete soziale Sanktionen von Seiten der Community und der Familie erschwert sein. Ein Auszug in eine betreute Wohnform wird eher selten in Betracht gezogen.

Um die Inanspruchnahme von wohnbezogenen Hilfen zu erleichtern, sind auf unterschiedlichen Ebenen Zugangsbarrieren abzubauen, vor allem Informationsdefizite, Sprachbarrieren und bürokratische Hemmnisse. Notwendig sind zielgruppenspezifische Beratungs- und Informationsangebote, niedrigschwellige Kontakt- und Begegnungsorten und die Einbeziehung von Ressourcen der türkischen Community. Diese Aktivitäten erfordern eine enge Zusammenarbeit zwischen der Behindertenhilfe und den Migrantenorganisationen. Die interkulturelle Öffnung ist eine Herausforderung für die gesamte Organisation. Sie muss im Leitbild der Institution verankert werden und erfordert eine Sensibilisierung der Mitarbeitenden, die Erarbeitung von Konzepten, Leitlinien und Evaluationskriterien, die Aufnahme interkultureller Standards im Prozess der Qualitätsentwicklung und der Personal- und Organisationsentwicklung, die Förderung interkultureller Kompetenz, Kundenorientierung und Abbau von Zugangsbarrieren sowie trägerinterne und trägerübergreifende Kooperation und Vernetzung.

(Der Abschlussbericht der gesamten Kundenstudie steht unter:
www.khsb-berlin.de/kundenstudie.de)

**Janna Harms, Freie Mitarbeiterin im
Projekt Kundenstudie**

Am Du zum Ich werden

Wie funktionieren interkulturelle Begegnungen?

Interkulturelle Begegnungen positiv gestalten – ein Wunsch von vielen und eine nicht immer einfache Aufgabe. Jeder in Berlin begegnet der kulturellen Vielfalt einer Großstadt in einer globalisierten Gesellschaft. Interesse an einer gemeinsamen Begegnung ist eine wichtige Voraussetzung dafür, den Anderen kennen zu lernen und sich offen und mit wenigen Vorurteilen zu begegnen. Bei einer Begegnung zwischen Menschen sollte es zunächst völlig unerheblich sein, wo ihre kulturellen Wurzeln liegen. Verschiedene sozialisationsbedingte und kulturelle Lebenserfahrungen und daraus entstandene Lebensentwürfe hindern nicht daran, miteinander auf einer grundlegenden Ebene des Verstehens, der Achtung und des Respekts neue Erfahrungen zu machen. Die Erkenntnis, dass es Wesensähnlichkeiten unter den Menschen nicht nur in einem begrenzten sozialen Rahmen, sondern über alle Grenzen hinaus geben kann, führen zu einem Gefühl der Verbundenheit im Leben und damit zu einem vertieften Vertrauen und Zufriedenheit in dieser Welt. Interessant ist auch, die Gelegenheit zu nutzen, eine andere Art von Humor kennenzulernen und so die eigene Erfahrungswelt durch neue Sichtweisen zu erweitern. Humor kann helfen, Spaltendes zu überwinden, und vertieft das Verständnis für die belebte Welt.

Die Fähigkeit zu einer ungezwungenen Natürlichkeit und Offenheit im Kontakt



Illustration:
Doris Brandt

lässt positive Begegnungen zu. Wenn diese Offenheit sich plötzlich einkapselt, entstehen Angst und Unsicherheit. Kommunikation impliziert, dass es um einen gemeinsamen und wechselwirksamen Prozess geht. Die Fähigkeit sich in andere Welten hineinzusetzen, verlangt einen kreativen Geist, dem wir auch die Entwicklung der menschlichen Sprache verdanken. Für die eigene Identität und den eigenen Ausdruck ist die Sprache, in der man sich emotional zu Hause fühlt, von großer Bedeutung; dies ist üblicherweise, aber nicht notwendigerweise, die Muttersprache. Sprachbarrieren müssen überwunden werden. Der Kompetenz der Zweisprachigkeit kommt dabei eine große Bedeutung zu. Jeder bringt seine individuellen Möglichkeiten ein, die sehr verschieden sein können und von vielen Faktoren abhängig sind und ganz verschiedene Lebenserfahrungen und Zuwanderungsgeschichten widerspiegeln. Viele Menschen haben einen transkulturellen Hintergrund, andere müssen sich erst in der ihnen so fremden Welt neu orientieren.

Miteinander in Kontakt treten

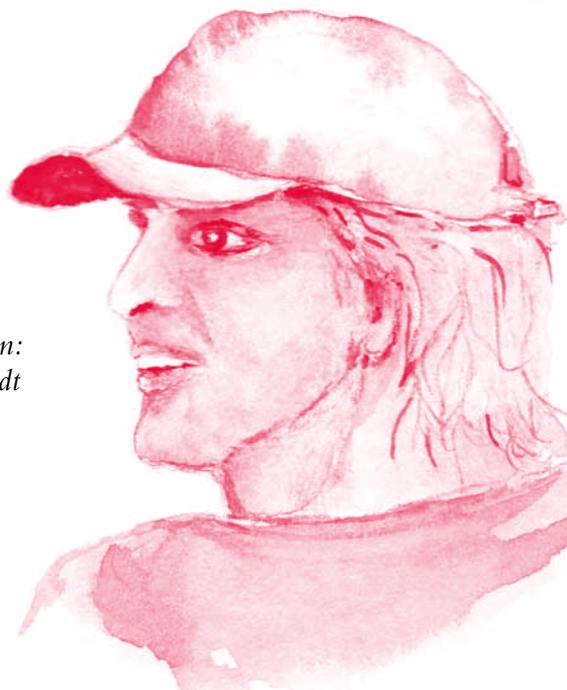
Ich beziehe mich hier auf Ansätze des zweisprachigen Psychologischen Psychotherapeuten Ali Kemal Gün, der sich neben den praktischen Erfahrungen auch theoretisch mit dem Thema auseinandergesetzt hat. Seine Beiträge sollen helfen, die Chancengleichheit für Menschen mit Zuwanderungsgeschichte im Gesundheitswesen zu verbessern.

- Oft werden kulturelle Unterschiede entweder überbewertet oder zu wenig beachtet. Diese Gleichmachung durch Nichtbeachtung der herkunfts- und

kulturbedingten Unterschiede führt zu einer empfundenen Ungerechtigkeit.

- Kulturelle Missverständnisse entstehen, wenn sich über die unterschiedlichen kulturellen Orientierungssysteme nicht verständigt wird. Kulturell bedingte Unterschiede können als Bereicherung, Erleichterung und Vorteil, aber auch als Erschwerung, Einengung und Benachteiligung erlebt werden. Es ist wichtig, sich darüber zu verständigen. Hilfreich sind dabei das Verständnis für die prägende Herkunftskultur und die Gründe der Migration.
- Religiöse Missverständnisse entstehen, wenn Hintergründe und Zusammenhänge nicht thematisiert werden, sondern aus Unsicherheit vorschnelle stereotype Erklärungsmuster wirken. So basieren Annahmen über die Entstehung und Behandlung von Krankheiten und Behinderungen manchmal auf verschiedenen kulturellen und religiös geprägten Vorstellungen.
- Sprachbarrieren können bei interkulturellen Begegnungen als Problem auftauchen, Dolmetscher sind dann unverzichtbar. Die Kommunikation über einen Dritten birgt aber auch Erschwernisse: Familienmitglieder sind nicht immer parteilos. Jeder weiß, wie schwierig es manchmal ist, in der Muttersprache die richtigen Worte zu finden, um sich verständlich auszudrücken – punktgenaue Übersetzungen sind noch schwieriger.
- Den Sinn von Redewendungen zu verstehen, geht über Sprachkenntnisse hinaus. Zur Beschreibung persönlicher Befindlichkeiten und Einschätzungen werden oft kulturell entstandene Chiffren benutzt. Diese können schnell zu Missverständnissen führen, wenn nicht nachgefragt und somit der Sinn nicht verstanden wird.

*Illustration:
Doris Brandt*



Gelingende interkulturelle Kommunikation geht über Dialog

Statt Verhaltensstandards zu erlernen, geht es vielmehr um die Sensibilisierung der Wahrnehmung. Sowohl Aspekte der Verschiedenheit als auch der Gemeinsamkeit sollten bewusst wahrgenommen und nicht übersehen oder verdrängt werden.

Das Andere zu akzeptieren setzt ein Bewusstsein darüber voraus, dass Wahrnehmungen subjektiv und somit auch kulturgebunden sind. Damit wir nicht in den eigenen Vorurteilen stecken bleiben, müssen wir lernen, das eigene Orientierungssystem zu hinterfragen. Mehr noch, wir müssen unsere Flexibilität im Umgang mit anderen trainieren, damit wir verschiedene Ansichten nebeneinander stehen lassen können.

Das Wesentliche bei einer Begegnung ist, dass sich die Personen als lebendige Wesen treffen. Die Gestaltung empathischer Begegnungen ist nicht immer einfach, aber wir Menschen sind mental, seelisch und körperlich für einfühlsame Kontakte gut ausgestattet.

Doris Brandt

Literatur:

Martin Buber: Der Mensch wird am Du zum Ich.
David Hume: Erfahrung ist das halbe Leben.
David Hume. Otto A. Böhmert zum 300 Geburtstag von D. Hume in der Frankfurter Rundschau, 7./8.5.2011/67. Jahrgang/Nr.106.
Ali Kemal Gün in: Gestalttherapie, Heft 2/2008, Jahrgang 22, Interkulturelle Aspekte in der Psychotherapeutischen Praxis.

Behinderung ist international

Die Symposiumsschrift „Migration, Flucht und Behinderung“

Der Symposiumsband „Migration, Flucht und Behinderung“ ist auch acht Jahre nach seinem Erscheinen noch eine Fundgrube an kompakten Beiträgen, die das Thema in rechtlicher, sozialpolitischer und ethnischer Sicht erörtern. Der Blickwinkel wird nicht nur nach Deutschland gelenkt, sondern auch auf die Herkunftsregionen der Zuwanderer. So gibt der Beitrag von Petra Schroeter über Sierra Leone, einer Region, die seit dem blutigen Bürgerkrieg von 1991 bis heute nicht zur Ruhe kommt, Einblicke in die spezielle Situation von Menschen mit Behinderung auf der Flucht.

Ein Großteil der Beiträge beschäftigt sich mit Deutschland und Europa. Interessant ist die Innenperspektive, durch die der Leser oft unbekannt Details erfährt. In den Niederlanden etwa, dem Land mit dem multikulturellem Image, hat sich innerhalb der 2000er Jahre die politische Haltung gegenüber Migranten und Asylsuchenden deutlich verschärft. Wer in Holland zuwandert, muss die Sprache lernen und in der Lage sein, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Segregation und Diskriminierungen gegenüber diesen Menschen riefen den Protest der Kirchen, Wohlfahrtseinrichtungen und einigen politischen Organisationen sowie der Behindertenfürsorge hervor. Informationsdefizite werden als dringliches Problem genannt. Migranten mit Behinderung in den Niederlanden sind schlecht über die Möglichkeiten der Fürsorgesysteme informiert und die Dienstleister

haben keine Hintergrundinformationen und kennen die Werte von Migranten nicht.

Corneila Kauczor, Gründerin des 2001 initiierten bundesweiten Netzwerks Migration und Behinderung, untersucht in ihrem Beitrag die Möglichkeiten der transkulturellen Behindertenhilfe in Deutschland. Zugangsbarrieren erschweren demnach Migranten den Zugang zum Hilfesystem. Die Autorin kritisiert die deutsche Behindertenhilfe, die eine innerkulturelle Öffnung nur unzureichend anstrebe.



Zusammenhänge zwischen Migranten, Flucht und Behinderung werden von Stefan Lorenzkowski aufgegriffen. Dieser Beitrag gibt einen Überblick über die europäischen Migrationsprozesse durch Veränderungen in Ost/Südosteuropa seit 1989. Zusammenhänge weltweiter Migrationsbewegungen werden hier in einen verständlichen politischen, ökologischen und wirtschaft-

lichen Kontext gestellt. Die Folgen der Globalisierung erhöhen den Veränderungsdruck auf sozialer, politischer und gesellschaftlicher Ebene in Europa. Menschen mit Behinderung sind von diesen gesellschaftlichen Veränderungen besonders betroffen. Der Symposiumsband ist in zweiter Auflage leider vergriffen. Die Herausgeber prüfen derzeit den Druck einer dritten Auflage. Bis dahin bleibt dem interessierten Leser nichts anderes übrig als der Gang in eine gut sortierte Fachbibliothek.

Ursula Rebenstorf

„Migration, Flucht und Behinderung“, hrsg. von Cornelia Kauczor, Stefan Lorenzkowski, Musa El Munaizel, Essen 2004.

Das neue Magazin „inklusiv! von uns – mit uns – für uns“

Was bedeutet eigentlich Inklusion? Ist es nur ein anderes Wort für Integration? Oder steckt eine gesamtgesellschaftliche Diskussion dahinter, wie wir als Gesellschaft zusammen leben wollen? Von welchen Werten lassen wir uns bestimmen: von wirtschaftlicher Macht oder kultureller Vielfalt?

Um all diese Themen zu diskutieren, wird ab Januar 2012 das Magazin „inklusiv! von uns – mit uns – für uns“ viermal jährlich bundesweit erscheinen. Dieses Magazin ist für all jene konzipiert, die sich für gesellschaftliche Fragestellungen eines gemeinsamen Zusammenlebens von Menschen – unabhängig von ihren individuellen Fähigkeiten, ihrer körperlichen Verfassung, ihrer ethnischen und sozialen Herkunft, ihres Geschlechts oder Alters – interessieren. Es geht um Fragen wie: Wie können Menschen als gleichberechtigte Bürger miteinander leben? Wie kann es gelingen, dass niemand ausgegrenzt wird, dass Barrieren abgebaut und soziale Institutionen zugänglich gemacht werden?

Das Magazin wird zum einen über inklusive Beispiele aus Politik, Bildung und Arbeit, aus Kunst, Kultur und Sport sowie Tourismus, Lifestyle und Wellness berichten. Zum anderen wird es barrierefreie Regionen mit Übernachtungsmöglichkeiten vorstellen und Tipps zur aktiven Erholung und Freizeitgestaltung geben. Außerdem erhalten Organisationen



Titelbild der
1. Ausgabe

und Selbsthilfe-Verbände hier eine Plattform, um sich vorzustellen und über interessante Beispiele ihrer Arbeit zu berichten.

Das Heft wird in erster Linie von freien Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gestaltet werden, die selbst in der ein oder anderen Weise in den Prozess der Gestaltung einer inklusiven Gesellschaft eingebunden sind. Wie leben und arbeiten sie? Was sind ihre Erfahrungen mit Inklusion? Dazu möchte das Magazin Journalistinnen und Journalisten wie auch Fotografinnen und Fotografen mit Behinderung ermutigen, aktiv mitzuwirken und ihre persönliche Sichtweise einzubringen – getreu der UN-Behindertenrechtskonvention unter dem Motto: „Nicht ohne uns über uns.“

Die erste Ausgabe befasst sich damit, was Inklusion eigentlich bedeutet. Dazu meldet sich unter anderen Theresia Degener zu Wort, Professorin für Recht und Disability Studies an der Evangelischen Fachhochschule in Bochum und Mitglied des Ausschusses der Vereinten Nationen für die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Wie man die Reize der Mecklenburgischen Seenplatte barrierefrei genießen kann, davon berichtet der Reisetitel.

Margit Glasow

Weitere Informationen und Kontakt
unter www.inklusiv-online.de

inklusiv!

von uns • mit uns • für uns

Lernsehabend - Medien und Behinderung

Am 30. November 2011 diskutierte Sean Bussenius beim Jour fixe in der Villa Donnersmarck mit Journalisten, Medienmenschen und einem munteren Publikum das Bild von Menschen mit Behinderung in Funk, Film und Print

Wer im Alltag nicht mit Menschen mit Behinderung zu tun hat, bezieht seine Informationen darüber aus den Medien. Doch kommen Menschen mit Behinderung in den Medien wirklich vor? Wenn ja, gibt es Darstellungen jenseits der Stereotypen Opfer oder Held?

Die Psychologin und freie Journalistin Rebecca Maskos beobachtet, dass sich die Darstellung behinderter Menschen insgesamt langsam der tatsächlichen Lebensrea-

lität annähert. Aber Behinderung in all ihren Formen macht den Menschen Angst. Sie sagt: „Es gibt ein hohes Ideal in unserer Gesellschaft, was Unabhängigkeit und Attraktivität betrifft. Wahrzunehmen, dass man selbst auf Hilfe angewiesen sein oder seine körperliche Attraktivität verlieren könnte, löst bei vielen Rezipienten Distanzierungsmechanismen aus.“ Die Medienmacher selbst sind nicht frei von diesen Ängsten, stehen unter Quotendruck und bedienen mit leicht verdaulicheren Inhalten den Massengeschmack.



Einen andern Aspekt, den der selektiven Wahrnehmung, beleuchtet Hans-Reiner Bönning. Der Journalist und ehemalige Moderator des TV-Magazins „selbstbestimmt“ sagt: „Bevor ich selbst im Rollstuhl saß, hätten mich diese Themen einfach nicht interessiert. Einen Zeitungsartikel über einen Behinderten hätte ich einfach überblättert.“ Heute findet er, dass Behinderung ein „Un-Thema“ in den Medien ist. Und das, obwohl laut neuesten Statistiken 15 Prozent der Weltbevölkerung unmittelbar von Behinderung betroffen sind.

„Behinderung an sich ist kein Thema“, sagt Iris Brennberger-Zens, Lokalredakteurin der Berliner Zeitung. Berichtenswert ist für die Zeitung erst dann etwas, wenn es ungewöhnlich ist und den Rahmen des Alltäglichen sprengt. Außerdem gibt es nicht DEN Behinderten, die Unterschiede und Interessenslagen sind vielfältig.

*Die illustre Runde
zu Medien und
Behinderung:
Mario Galla,
Rebecca Maskos,
Sean Busenius,
Hans-Rainer
Bönning, Iris
Brennberger-Zens
(v.l.n.r.)*

Das Model Mario Galla wurde im letzten Jahr bekannt, weil er bei der Fashion Week in kurzen Hosen über den Laufsteg lief. „Ich habe davor schon gemodelt, meine Behinderung spielte dabei meist keine entscheidende Rolle.“ Er hat auch diskriminierende Erfahrungen gemacht, wurde von einem französischen Designer als Krüppel bezeichnet und musste erleben, dass ihn RTL als „Schockmodel“ der Fashion Week präsentierte. Im ersten Moment ärgerte er sich darüber, inzwischen geht er offensiv damit um.

Podiumsgäste und Publikum sind sich einig – behinderte Menschen können ihr Sichtbarsein aktiv mitgestalten. Besonders die neuen Medien bieten durch Blogs und andere Web-Auftritte vielfältige Chancen, durch spannende Themen aus der Nische herauszukommen.

Helga Hofinger
Hörbericht und Fotos bei
www.fdst.de/hoerbar



Behinderung in der Öffentlichkeit zeigen

Prinzessin Alexandra von Dänemark

Alexandra Caroline Marie Charlotte Louise Julia, genannt Alix, wurde im Dezember 1844 als älteste Tochter von Prinz Christian, später König Christian IX. von Dänemark, und Louise von Hessen-Kassel in Kopenhagen geboren. Sie genoss in einem eher ärmeren Haushalt eine ungewöhnliche Erziehung. So reiste sie allein von Kopenhagen nach London, als Königin Victoria sie als mögliche Braut für ihren Sohn Albert Edward einlud. Alle waren beeindruckt von Alix' Auftreten, wohl auch der Prinz.



*Prinzessin
Alexandra von
Dänemark*

Die Hochzeit erfolgte am 10. März 1863 in Windsor Castle. Alix wurde Princess of Wales und blieb dies 38 Jahre lang – so lange wie keine vor oder nach ihr. Das Paar zog in die Grafschaft Norfolk nach Sandringham House. Alix kümmerte sich liebevoll um ihre fünf Kinder und pflegte ein gutes Verhältnis zur Dienerschaft. Sie liebte Tanzen und Eislaufen über alles und unterließ dies auch nach dem ersten Kind nicht. Das ärgerte Queen Victoria sehr.

Während der dritten Schwangerschaft 1866 erkrankte Alix an Rheuma. Dabei greift der Körper von innen die eigenen Strukturen an. Sie behielt davon ein gelähmtes Bein zurück. Einem verwundeten Soldaten im Lazarett im Ersten Weltkrieg sagte sie: „Ich habe auch ein steifes Bein. Sehen Sie, was ich damit noch machen kann!“ Und sie soll ihr steifes Bein über seinen Nachttisch hinweg gehoben haben. Zur gleichen Zeit verstärkte sich eine angeborene Osteo-

sklerose, lokales übermäßiges Wachstum von Knochengewebe. Dadurch wurde sie erst schwerhörig, dann taub. Durch die erschwerte Kommunikation konnte Alix ihren Hobbys kaum noch nachgehen.

Alix war durch ihre Schönheit eine Art Mode-Ikone. Sie behielt ihr jugendliches Aussehen bis ins hohe Alter. Ihre Vorliebe für hohe Kragen und üppigen Halschmuck wurde vom Volk übernommen. Damit verdeckte sie eine größere Narbe am Hals, deren Entstehung nicht bekannt wurde: Ein Unfall als Kind oder ein Selbstmordversuch?

1901 wurde Alix an der Seite von Eduard VII. zur Königsgemahlin von Großbritannien und Irland sowie zur Kaiserin von Indien gekrönt. Im Volk war sie wegen ihres großen karitativen Engagements sehr beliebt. Trotz Edwards depressivem und cholerischem Wesen und seiner Untreue blieb die Ehe überwiegend glücklich. Alix wusste von seinen Mätressen. Als ihr Gatte 1910 starb, duldete Alix sogar die Anwesenheit seiner Mätresse Alice Keppel am Sterbebett – die Urgroßmutter von Camilla Parker Bowles.

Alix' zweiter Sohn Georg wurde als Georg V. König von Großbritannien. Nach weiteren 15 Lebensjahren als Königinmutter starb Alix im November 1925 in Sandringham und wurde in Windsor begraben. Zehntausende folgten ihrem Sarg bei dem Trauerzug durch London.

Heike Oldenburg

125 Jahre Kurfürstendamm und Automobil

Ein würdiges Fest

Um die Feierlichkeiten 125 Jahre Kurfürstendamm in Berlin würdig zu begehen, hatten die Veranstalter sich etwas ganz Besonderes ausgedacht: Außer dem Geburtstag des Prachtboulevards wurde dort der 125-jährige „Jubeltag“ des Automobils gefeiert! Um die Oldtimer zu präsentieren, wurde die Prachtstraße vom Olivaer Platz bis zum Tauentzien komplett abgesperrt. Markenclubs und Privatpersonen bekamen ihre Standplätze je nach Nationalität des Wagens zugeteilt: Vom Olivaer Platz bis zur Rankestraße wurden amerikanische Fahrzeuge wie Studebaker, Buick oder Cadillac gezeigt. Daran schlossen sich englische, italienische und französische Kraftfahrzeuge an. Im Abschnitt Uhlandstraße bis Tauentzien hieß das Motto „Deutsche Fahrzeuge hüben und drüben“, Transporter, Feuerwehren, historische BVG-Busse oder Polizeiwagen.

Ein großes Augenmerk lag auf den Wagen von Mercedes aus (fast) allen Epochen. Liebling der Zuschauer war der Benz Motorwagen aus dem Jahr 1886, das erste „Auto“ der Welt. Er wurde an beiden Tagen auch in Fahrt präsentiert – 20 km/h schnell. Am Sonnabend steuerte ihn die bekannte Schauspielerin Eva Habermann (leider nicht ganz stilgerecht gekleidet) und am Sonntag die Tochter eines Autohändlers (passend gekleidet). Mir gefiel ganz beson-



Boulevard der Blechschönheiten



ders ein Mercedes Kompressorwagen aus den 30er Jahren sowie aus derselben Zeit der BMW 327/328.

Sehr gut gefiel mir auch, wie das Publikum auf die gezeigten Kostbarkeiten re-

agierte. Immer wieder war zu hören: „Das war mein erstes Auto nach der Führerscheinprüfung.“ Manch einer entsann sich mit strahlenden Augen, wie er im VW-Käfer die Alpenpässe „bezungen“ hatte! Und ich bekam eine Idee davon, wie es gewesen sein mochte, als in den 20er und frühen 30er Jahren vor der (damaligen) Filmbühne Wien oder dem Marmorhaus die noblen Karossen vorführen, um dort die Filmstars jener Zeit zu glanzvollen Premierenfeiern aussteigen zu lassen.

Als kleinen Kritikpunkt möchte ich lediglich nennen, dass kein Platz für historische Motorräder oder Fahrräder vorgesehen war. Darum freute ich mich sehr darüber, dass ein älterer Herr seinen Heinkel-Tourist Motorroller voller Besitzerstolz vorführte und erzählte, welche Reiseziele er mit dem Gefährt und seiner Frau als Sozia als nächstes anzusteuern gedenkt.

Die Veranstaltung hat mir außerordentlich gut gefallen, und ich würde mir wünschen, es bleibt nicht die erste und letzte solcher Art in Berlin!

Anke Köhler

Herzlichen Glückwunsch Udo Jürgens!



Zu seinem 77. Geburtstag am 30. September 2011 gab die Villa Donnersmarck Udo Jürgens zu Ehren einen mega-

mäßigen „Musikalischen Abend“. Seine zahlreichen Fans und Gratulanten freuten sich schon darauf. Sie wurden nicht enttäuscht. Der Schlagerabend mit Heiko Krebs am Gläsernen Flügel, Pavel Jordák (Gesang und Geige), Hannelore Bauersfeld (Gesang), Malcolm St. Julian-Bown (E-Gitarre) und Annette Erb (Sopran) sangen, spielten und interpretierten Udo Jürgens' Lieder. Die Zwischentexte aus seinem Lebenslauf wurden abwechselnd von Heiko Krebs und Pavel Jordák vorgetragen. Dabei hatte Pavel Jordák als Tscheche bei manchen deutschen Worten kleine Schwierigkeiten mit der richtigen Aussprache. Es hörte sich lustig an.

Natürlich fehlte der obligatorische Kamillentee auf dem Flügel ebenso wenig wie der weiße Bademantel am Ende der Vorstellung und zwar bei allen Interpreten und teilweise sogar beim Küchenpersonal und den Mitarbeitern der Villa. Natürlich wurde auch gemeinsam „Happy birthday“ gesungen. Was für mich und sicher für andere auch neu war: Heiko Krebs hatte einige seiner Kompositionen an Udo Jürgens geschickt, und manche wurden von ihm verwendet. Zwischendurch konnte man sich stärken. Da Pianisten meist so in ihrem Spiel drin sind, hatte Josie Stamm ihre Mühe und Not, den Interpreten die Blumen zu geben. Bei Heiko Krebs wurde um jede Verlängerungsminute förmlich gebettelt. Schließlich ging der zeitlich überzogene Abend doch zu Ende. Er war toll – ein würdiger 77. Udo Jürgens-Geburtstag!

Hannelore Jerchow

Teilhabe ist Ehrensache!

Ehrenamt und bürgerschaftliches Engagement trotz Behinderung

Der Jour fixe am 14. September 2011 gab allen Interessierten in der Villa Donnersmarck die Möglichkeit, mit Experten über Faktoren zu diskutieren, die Engagement ermöglichen oder verhindern können. Ende der 80er Jahre wurde im Westteil Berlins erstmalig das Betreuungsgesetz für Freiwillige in allen Bereichen eingeführt. Wie wirkte es sich aus? Zur Diskussion stellten sich Carola Schaaf-Derichs, Geschäftsführerin der Landesfreiwilligenagentur, Manja Wanke, Fachreferentin für Engagement, Senatsverwaltung Integration, Arbeit und Soziales, Dr. Christiane Solf, Ehrenamtsbeauftragte Nachbarschaftsheim Schöneberg, Marion Reuschel, Ehrenamtskordinatorin der Fürst Donnersmarck-Stiftung und Hartmuth Keller, ehrenamtlicher Lesepate. Die Leitung und Moderation hatte Sean Bussenius von der Fürst Donnersmarck-Stiftung.

Nach einer repräsentativen Trenderhebung (sie wird alle fünf Jahre durchgeführt) zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichen Engagement (Freiwilligen-survey) haben Metropolen, z.B. in Hamburg, München und Berlin, in den letzten acht Jahren leicht zugelegt, aber es gibt immer noch zu wenig Freiwillige, die ihre Freizeit für andere opfern. Dabei sind die Engagements, die zum Teil „im Stillen wirken“, nicht mitberücksichtigt. Mit der Migration (Wanderung) der ländlichen Bevölkerung zum Städtischen und umgekehrt verschiebt sich der Anteil an Freiwilligenarbeit. Auch spielen der Bildungsstand sowie das soziale Umfeld eine große Rolle.



Der freiwillige Einsatz für andere birgt ein ständiges Nehmen und Geben. Er fördert den Kontakt zu anderen Menschen, z.B. auch zur jüngeren Generation (Lese-partner), macht Freude und ist eine sinnvolle Tätigkeit! Außerdem hebt er das Selbstwertgefühl und stärkt den Glauben an die eigenen Fähigkeiten. Beim Jour Fixe wurde auch die Frage nach einer Bezahlung für die Freiwilligenarbeit erörtert. Antwort: Nein, weil dann die Tätigkeit nicht freiwillig ist, sondern ins Berufliche tendiert. Im Prinzip ist es dem Behinderten allerdings in diesem Moment

*oben: Fragen aus dem Publikum
unten: v.l.n.r.
Manja Wanke,
Carola Schaaf-Derichs, Sean
Bussenius*

egal, ob er einen freiwilligen oder beruflichen Helfer zur Seite hat, Hauptsache jemand kümmert sich um ihn. Wobei die Anerkennung für beide Seiten enorm wichtig ist und Ansporn zum Weitermachen gibt!

Darum habt Mut, traut euch und meldet euch zur Freiwilligenarbeit! Egal, welche. Jede „freiwillige Helferhand“ wird gebraucht. Ich bin als Rollstuhlfahrerin ehrenamtlich tätig und bereue es nicht!

Hannelore Jerchow



Ältere Menschen – aktiv in Berlin

Der Seniorentag 2011 fand wie jedes Jahr am Breitscheidplatz an der Gedächtniskirche statt. Auch die Fürst Donnersmarck-Stiftung war mit einem Stand vertreten. Angelika Klahr, Uta Römer, Elina Otto und Hannelore Jerchow präsentierten mit ihren Werken die Strick-/Bastelgruppe der Villa Donnersmarck sowie viel Informationsmaterial über Angebote der Villa Donnersmarck. Leider herrschten ein unangenehmer Wind, kühle Temperaturen und es regnete. Ein scheußliches Wetter. Doch mit viel heißem Kaffee und warmen Croissants ließen wir uns die Laune nicht verderben. Natürlich wirkte sich das nasskalte Wetter auch auf die Anzahl der Besucher aus. Allerdings kamen am Nachmittag mehr Leute.

*Informationsstände
auf dem Berliner
Seniorenmarkt
2011*



Das Bühnenprogramm wurde jedenfalls absolviert – egal ob zwei oder 200 Zuschauer da waren. Ich hatte mir das eine oder andere angesehen und auch mitgemacht, z.B. die oberschlesische Volkstrachtengruppe e.V., den Fischerinsel-Chor, den Drum Circle plus, die Mitmachtänze, das Britzer Blasorchester Berlin 1951. Alle Darbietungen waren musikalisch und optisch gut in Szene gesetzt worden. An einem anderen Stand konnte man sein Gedächtnis, seine Geschicklichkeit oder seinen Blutdruck prüfen lassen. Sogar bühnenreif Schminken war im Angebot. Der Stand uns gegenüber warb für sein Theater in Mitte. So kamen wir in den Genuss, kurze Proben, Kostümwechsel und Pantomime zu bewundern. Dann brummt in einer Sternfahrt hundert Motorräder rund um den Breitscheidplatz. Eine politische Demonstration am Kudamm gab es auch. Also, es war mächtig was los.

Um 16 Uhr 30 packten wir zusammen. Durch diverse Straßensperren kam der Fahrdienst nicht bis zum Abholpunkt durch. Ich ging auf Nummer sicher und fuhr mit der U-Bahn heim. Durchnässt, müde, aber doch zufrieden ließ ich mir die Ereignisse noch mal durch den Kopf gehen. Was für ein Tag!

Hannelore Jerchow



Mein Name ist Sarah Kokigei. Ich bin Diplom-Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin, 27 Jahre alt und Rollstuhlfahrerin. Ich bin bei der Fortbildungsakademie der Wirtschaft gGmbH angestellt. Die FAW gGmbH ist ein bundesweiter wirtschaftsnaher Bildungs- und Personaldienstleister. Rund 2050 Mitarbeiter in 31 Akademien und 150 Außenstellen setzen sich intensiv dafür ein, Arbeitslosen und von Arbeitslosigkeit bedrohten Menschen neue Perspektiven zu schaffen oder Arbeitnehmern den beruflichen Aufstieg zu ermöglichen. Bei allen Angeboten steht das Lernen in der Praxis – wohnortnah und individuell – im Vordergrund. Ein Schwerpunkt der Berliner Akademie ist die erfolgreiche (Re-)Integration von Menschen mit Behinderungen in die Arbeitswelt.

Ich arbeite im Integrationsfachdienst Vermittlung Berlin Südwest. Meine Aufgabe ist es, Menschen mit Behinderungen zu unterstützen, einen Arbeitsplatz auf dem Arbeitsmarkt zu finden. Zu meinem Arbeitsalltag gehört es, Bewerbungsunterlagen zu sichten und zu optimieren. Häufiger Bestandteil meiner Beratungen ist der Umgang mit Behinderung am Arbeitsplatz. Unter anderem berate ich Arbeitgeber bezüglich der Einstellung von Menschen mit Behinderung. Ich versuche, Ängste und Vorurteile abzubauen, und ich möchte dabei vermitteln, dass eine Behinderung nichts Negatives ist, sondern auch viele positive Aspekte hat. Menschen mit Behinderungen haben durch ihre Einschränkung oft einen anderen Blickwinkel auf Dinge und können somit für Unternehmen bereichernd sein und Unbekanntes sichtbar machen. Mir ist es wichtig, meinen Klienten Mut zu machen und sie dabei zu unterstützen, ihren eigenen Weg zu gehen.

Sarah Kokigei



**Der Integrationsfachdienst
vermittelt neue berufliche
Perspektiven**

Auf den Spuren von Kurt Wallander

Unsere Schwedenreise vom 13. bis 21. Juli 2011



Am 13. Juli sind wir in der Früh um vier Uhr 30 Uhr aufgestanden, um spätestens um sieben Uhr von Berlin loszufahren. Wir wollten die Fähre Sassnitz-Trelleborg um zwölf Uhr 30 Uhr erreichen, weil sie nicht oft fährt. So verließen wir bei schönem Wetter Berlin und erreichten nach der vierstündigen Fahrt rechtzeitig die Fähre. Die Überfahrt nach Trelleborg dauerte nochmals vier Stunden und wir kamen um 17 Uhr in Trelleborg an. Leider musste ich während der Überfahrt die ganze Zeit im Auto sitzen bleiben, weil ich mit dem schmalen Aufzug nicht an Deck konnte. Die Fahrt von Trelleborg nach Furuboda dauerte ebenfalls eineinhalb Stunden und führte zum größten Teil an der Ostseeküste entlang. Und so kamen wir gegen 19 Uhr in Furuboda an.

Am 14. Juli hat es den ganzen Tag geregnet und wir besichtigten das Gelände von Furuboda. Dieses Gelände ist ziemlich weitläufig – mit Konferenzraum, Schwimmhalle, Essenraum, Gästehäuser mit Ein- und Zweibettzimmer usw. Harry Winter und ich waren im Zweibettzimmer untergebracht. Das Schönste war für mich im Zimmer der Deckenlifter. Er lief auf zwei Schienen an der Decke wie ein Hafenkran, und man konnte ihn nach allen Seiten bewegen. So etwas habe ich

noch nicht gesehen. In Furuboda treffen sich Menschen mit Behinderungen und führen dort selber Konferenzen. Das hat mich in Schweden wieder fasziniert, dass es fortschrittlicher ist als Deutschland.

*oben: Landschaft im südschwedischen Schonen
unten: Ansicht von Aarhus*

Am 15. Juli besuchten wir den Djurpark in Skånes bei der Ortschaft Höör. Wir haben viele Tiere gesehen: Bären, Luchse, Füchse, Hirsche, Dachse und Wildkatzen. Es gab auch ein Elchgehege, aber kein Elch war zu sehen. Das Wetter war den ganzen Tag ziemlich durchwachsen. In Åhus sind wir am 16. Juli bei heißem Wetter am Jachthafen entlang gegangen und haben Eis gegessen. In den Eisbe-



chern waren eine, zwei oder drei Eiskugeln, aber jede Kugel war wie eine Eisbombe und schmeckte einfach köstlich. Am späten Nachmittag sind wir an den Ostseestrand gefahren, der von Furuboda nur fünf Minuten entfernt und bequem zu erreichen ist. Vom Strand führte ein langer Steg aus vielen stabilen Plastikwürfeln in den Farben blau und gelb sehr weit ins Wasser hinein. Dieser Steg konnte von Rollstühlen bequem befahren werden und es gab sogar einen Lifter, den man ins Wasser herablassen könnte. So haben auch Menschen mit Behinderungen die Möglichkeit baden zu gehen.

Kristianstad besichtigten wir am 17. Juli. Leider war das Wetter wieder wechselhaft, so dass wir nicht viel unternehmen konnten. Ein Polizeiauto mit der Aufschrift „POLIS“ fuhr an uns vorbei. Ich kenne es schon von den schwedischen Kriminalfilmen wie „Kurt Wallander“ und „Martin Beck“. Der Höhepunkt war am 18. Juli in Ystad „Auf den Spuren von Kurt Wallander“. Ystad ist eine schöne alte Stadt. Es war wieder heiß. Wir haben Eis gegessen und Kaffee getrunken. Überall, wo wir waren, wie in Åhus, Kristianstad, Ystad usw. war alles behindertengerecht, z.B. gab es abgeflachte Bürgersteige an den Kreuzungen, Geschäfte usw. Wo findet man das in Deutschland! Wie gesagt, wir hinken immer hinterher, also sind wir das Schlusslicht, schwerfällig und viel zu bürokratisch. In diesem Jahr war ich zum dritten Mal in Schweden und habe mich intensiv damit befasst. Es gibt auch Fahrdienste mit der Aufschrift „Stadttaxe“, eventuell ein Großraumtaxi für Behinderte und Nichtbehinderte, aber davon ist Deutschland weit entfernt, und es liegt Vieles im Argen. Am 19. Juli besuchten wir wieder bei heißem Wetter Åhus und haben Eis geschleckert. Dort haben wir eine Kirche besichtigt. Es war ganz interessant. In Schweden bin ich ganz schön braun geworden.

Zum Abschluss haben wir am 20. Juli eine schöne Pferdewagenfahrt durch



Sankta Maria in Ystad

Furuboda gemacht. Bei dem Pferdewagen konnte die Rückwand als Rampe abgeklappt werden, und so fuhr ich mit meinem E-Rolli den Pferdewagen hinauf. Es war wieder wechselhaftes Wetter. Die Essenzeiten waren in Furuboda: morgens acht bis zehn Uhr, mittags zwölf bis 13 Uhr und abends 17 bis 18 Uhr. Bei schönem Wetter haben wir draußen vor unserer Unterkunft Kaffee und Kekse schnabuliert. Die bekamen wir von der Küche. Man kann sich auch selber verköstigen. Am Abreisetag, den 21. Juli brachen wir um zehn Uhr von Furuboda auf, um in Trelleborg um zwölf Uhr die Fähre zu erreichen. Um 13 Uhr stachen wir in See, und als wir um 17 Uhr in Sassnitz die Fähre verließen, regnete es bis nach Berlin Hunde und Katzen. Für mich war es die schönste Reise und für die anderen Teilnehmer auch.

Wolfgang Kröpsch

Exkursion des ALB nach Usedom



*Gruppenbild vor
der Gorch Fock I
in Stralsund*

An einem Freitag im Februar führen wir um zehn Uhr in der Blissestraße 14 ab und erreichten unser Reiseziel Zinnowitz planmäßig um 15 Uhr. Unser Domizil vor Ort, das CASA FAMILIA, ist eine gemeinnützige Einrichtung für Familien. Die 25 Mitreisenden wurden im ganzen 180 Betten umfassenden Hotel verteilt und mit einem Glas Sekt begrüßt. Das Hotel ist für Behinderte wunderbar geeignet, es ist barrierefrei und bietet viele kreative Aktivitäten für Jung und Alt an. Außerdem gibt es mehrere Seminarräume, ein Café mit einem Klavierspieler und Tanzabende, die als Disco oder mit Live-Band gestaltet werden.

Das Hotel liegt in unmittelbarer Nähe zur Ostsee. Die gesamte Küste war am Meeresrand noch mit Schnee und Eis bedeckt, das ganz bizarre Formen hervorbrachte. Strahlender Sonnenschein ohne Wolken mit Eiseskälte bei kräftigem Ostwind. Einige hundert Meter entfernt

befindet sich die Zinnowitzer Seebrücke mit einer Tauchgondel zur „Vineta-Stadt“.

Am Samstag führen wir nach Heringsdorf, eines der drei „Kaiserbäder“. Allerdings wohnten die Kaiser immer in Swinemünde. Auf der langen Heringsdorfer Seebrücke mit Einkaufsboutiquen gingen wir shoppen, am Ende der Seebrücke wartete ein italienisches Restaurant auf uns, wo wir uns mit Glühwein aufwärmten. Dann wanderten wir auf der Seepromenade und in den kleinen Straßen, um die Häuser mit kaiserlich-großbürgerlicher Architektur zu sehen. In den meisten sind Hotels oder Restaurants und Touristen-Boutiquen untergebracht. Es wurde viel fotografiert: die Möwen am Ostseestrand, die Brücke, die 350 Meter weit in die Ostsee ragt, und die sonnenbeschiedenen Silhouetten der Villen.

Nachmittags gingen wir in die gegenüber der Casa Familia gelegene Bernstein-

therme und machten bei 33 °C Wassergymnastik oder schwammen bei 28 °C im anderen großen Pool und ließen uns im Wasser massieren. Durch die Glaswand konnte man zum Kiefernwald und zur Ostsee schauen – ein prächtiges Bad.

Am Abend zeigte uns Ina Klöpfer mit ihrer Ansichtskarten-Sammlung Bilder von Zinnowitz und erzählte uns die Geschichte des Orts. Während der DDR-Zeit wurde es mit anderen Nachbarorten gänzlich gesperrt. Viele tausend Gruppen vom Uran-Bergbau Wismut wurden zur Erholung herher geschickt, z.B. in das Riesenhotel „Roter Oktober“, das seit 20 Jahren „Baltic“ heißt. Wir erfreuten uns an dieser Ansichtskarten-Geschichte. Und im großen Empfangsraum neben dem Cafe hatten manche Aphasiker Spaß und Tanzvergnügen bei Disco-Musik.

Am Sonntag fuhren wir nach Peenemünde, wo uns der Busfahrer (und abgebrochener Historiker) langatmig und wissensreich von diesem Ort berichtete, wo die V1 und V2 bei Kriegsende nach England abgeschossen wurde und Werner von Braun die Raumfahrt entwickelte. Mittags ging es weiter in Richtung Ahlbek, das nur 100 Meter von der polnischen Grenze und wenige Kilometer von Swinemünde entfernt ist.

*Usedom vom
Wasser aus*



Über den Golm erreichten wir das tiefe Flachland, das von zahlreiche Gräben durchzogen ist, die von holländischen Kolonisten vor ca. 250 Jahren angelegt wurden. Das Land war früher den Bauern zugesprochen – jetzt „gehört“ es den Touristen. In Mellenthin kamen wir zu einer schönen alten Kirche und einer Wasserburg, die jetzt zu einem Hotel umgebaut ist. Hinter den Dünen liegt das Dorf Koserow, wo der Deich zur Ostsee nur sehr schmal ist und einmal von der stürmischen See durchbrochen wurde. Der Künstler Otto Niemeyer-Holstein (1896-1984) hat dort ein Haus mit Garten erworben, das heute als kleines Atelier-Museum genutzt wird, in dem seine Werke besichtigt werden können. Nach dem erlebnisreichen Tag kamen wir gegen Abend wieder in der Casa Familia.

Nach dem Abendessen hatte Manfred Schöne, der selbst Aphasiker war, uns eine kleine Überraschung mitgebracht: einen rbb-Fernsehfilm, der eine riesige Behinderten-Freizeitstätte in Köpenick zeigt, die „in 96 Stunden“ in einem ehemaligen Discountladen ausgebaut wurde!

Am Montag fuhren wir nach Stralsund ins „Ozeaneum“, ein riesiges hightech-architektonisches Gebäude, das im Hafen mitten zwischen mittelalterlichen Backsteinhäusern und Speichern liegt. Ein Segelschiff, die „Gorch Fock I“, liegt direkt vorm Eingang im Wasser. Das Ozeaneum zeigt riesige Walskelette, verschiedene lebende und tote Fische, Wassertiere, Vögel und Seelandschaften. Mittagessen gab es in der schönen „Bibliothek“ an vier Sechsertischen mit Ausblick auf die Bücher und fünf Segelschiffe. Es war alles reichlich, gut und wohlschmeckend!

Nach dem genossenen Sonnenuntergang auf der Heimfahrt sind wir pünktlich um 18 Uhr 30 im „Blisse 14“ angekommen und haben uns sehr herzlich voneinander verabschiedet.

Lothar Voigt

Ländliches Wales

Meine Reise begann mit einem Flug vom Flughafen Schönefeld nach Bristol. Weil ich mich mit einem Rollator fortbewege, ist es kein Problem für mich, mich umzusetzen bzw. im Flugzeug einen Sitzplatz einzunehmen. Obwohl der Flug letztendlich mit der Fahrt zum Flughafen, dem Check-In, der Gepäck- und Körperkontrolle viel mehr Zeit in Anspruch nimmt, als es die Flugzeit ankündigt, ist ein Flug ungemein Zeit und Geld sparend. Der Flug dauerte 110 Minuten und kostete 74 Euro. Als ich nachts in Bristol ankam, war es plötzlich Mitternacht statt ein Uhr, wie es meine Armbanduhr anzeigte. Großbritannien hat eine andere Zeitzone, da es geografisch Westeuropa zugeteilt ist.

In Bristol wurde ich dann abgeholt. Jonathan fuhr mit mir etwa 250 Kilometer/160 Meilen westlich nach Wales. Wir fuhren nach Garnant, einem cirka 2000 Einwohner zählenden Dorf in der Grafschaft Carmarthenshire. Um drei Uhr morgens begrüßte ich meine Gastgeberin

Der walisische Landesteil (Cymru) erstreckt sich westlich vom Bristolkanal im Süden bis zur Liverpoolbucht im Norden.

Maite, die den Schlaf ihrer Tochter beaufsichtigt hatte. Am folgenden Morgen lernte ich die achtjährige Angharad und ihren 91-jährigen Großvater Eric kennen. Während meines Aufenthalts von zehn Tagen erfuhr ich von Maite, die Spanierin ist, Eric, Angahrad, die dreisprachig aufwächst (Walisisch, Englisch, Spanisch) und Jonathan, der außer den zuvor genannten Sprachen noch Deutsch, Französisch und Italienisch spricht und auch als Übersetzer arbeitet, einiges über Wales.

Mein Aufenthalt in Wales war auf Garnant und die weitere Umgebung beschränkt. Außerdem besuchte ich eine Burg, ein Museum, die Stadt Swansea, mehrere Einkaufsgroßmärkte, einige Dörfer, ein Café und einen Fish-and-Chips-Laden. Nun, ich kann nicht wirklich behaupten, dass meine Reise aufregend oder besonders abwechslungsreich war. Ich kann aber glaubhaft versichern, dass ich durch den Aufenthalt die engen Landstraßen, umrandet von Steinmauern und umgeben von hohen grünen Hecken und lieblichen Wiesen schätzen lernte. Denn die ländliche Eigenwilligkeit der walisischen Hügellandschaft mit all ihren Schafen, Ziegen und Rindern und der jähren Meeresküste mit dem scheußlich windigkalten, verregneten Wetter ist nahezu in allem gegensätzlich zum Alltag in Berlin. Und der Aufenthalt in Wales hat dazu beigetragen, dass ich den zeitweilig als grau und eintönig erlebten Alltag in Berlin jetzt anders sehe als bisher. Insofern hat die Reise mich inspiriert, manches hier in Berlin wertzuschätzen. Dennoch oder gerade deswegen bin ich froh darüber, wieder hier zu sein!

Ferdinand Ollig



Jugend-Reise zum Erlebnishof Schönwalde

Ein Reisetagebuch

Freitag, 16. September 2011

Um neun Uhr 30 haben wir uns vor dem Reisebüro in der Blissestraße getroffen. Nachdem wir unser Gepäck verstaut hatten, sind wir losgefahren, mit Bus und Auto. Ich bin im Auto mit Angelika mitgefahren.



Als wir angekommen sind, haben wir uns den Erlebnishof angesehen. Es gibt dort viele Tiere: Esel, Pferde, Ziegen, Hühner, einen Hund, eine Katze. Ein Esel war noch klein und hatte keinen Namen. Wir haben ihn Willi genannt. Auf dem Erlebnishof kann man viele Sport machen: Tischtennis spielen, Billard spielen, Minigolf spielen, Federball spielen, Kickern. Um zwölf Uhr gab es Mittagessen (Nudeln mit Champignons). Danach durften wir uns die Zimmer ansehen. Nach der Zimmerbesichtigung haben wir einen Ausflug zum Weißgerber-Museum gemacht. Dort wurde uns erzählt, wie sie früher Leder hergestellt haben. Zum Abendbrot wurde gegrillt. Es gab Bratwürstchen, Fleisch, Kartoffel- und Krautsalat. Nach dem Abendbrot habe ich mit den anderen vier Runden Uno gespielt.

Samstag, 17. September 2011

Meine erste Nacht war kurz. Morgens hat der Hahn gekräht. Um neun Uhr gab es Frühstück. Danach sind wir zu einem Bergwerk gefahren, wo wir an einer Führung teilgenommen haben. In Senftenberg haben wir uns eine Festung angesehen und Picknick gemacht. Dann sind wir wieder zum Hof gefahren. Um 15 Uhr gab es Kuchen und Kekse. Vor dem Abendbrot haben Denis, Nils und ich Minigolf gespielt. Zum Abendbrot um 18

*Mit Schutzhelm in
das Bergwerk*

Sonntag, 18. September 2011

Ich habe etwas besser geschlafen. Beim Frühstück hatten wir wieder Gewitter. Als es für eine Weile aufgehört hat zu regnen, sind wir zum Tierpark Finsterwalde gefahren. Wir haben uns die Tiere angesehen und unser Lunchpaket gegessen. Dann hat es wieder angefangen zu regnen. Wir sind zurück zum Hof gefahren. Zum Kaffee gab es Käsekuchen und Zupfkuchen. Nach dem Kuchenessen haben wir mit der anderen Gruppe zusammen „Ice Age“ geguckt. Bis zum Abendbrot haben wir uns in den Raum gesetzt, wo es Frühstück und Kaffee gibt. Zum Abendbrot gab es Kartoffeln, Rotkohl und Hähnchenkeulen. Danach haben wir einen Fantasyfilm gesehen.

Montag, 19. September 2011

Ich habe gut geschlafen. Wir haben ein letztes Mal zusammen gefrühstückt. Danach haben alle ihre Koffer gepackt. Bevor wir abgefahren sind, haben wir uns von dem Esel Willi, den anderen Eseln und dem Hof verabschiedet. Um zwölf Uhr 30 sind wir in der Blissestraße angekommen. Das war eine sehr schöne Reise!

Klara Bergemann

Abenteuer HanseSail – die Zweite!

Ja, so gefällt's mir! Die Sonne scheint und die Wetterprognose lässt einen hochsommerlichen Tag erwarten. Gegen Viertel vor zwölf sind schon alle am Treffpunkt Fehrbelliner Platz. Auch diesmal sind wieder fast die Hälfte der Teilnehmer „Neulinge“, die noch nie auf der alten Lady Fortuna gefahren sind. Großes Hallo mit den Neuen und den alten Fahrensleuten. Dann kommt unser weißer Bus. Auf geht's. Eine Atmosphäre wie auf Klassenfahrt. Brötchen, Kekse und Getränke werden angeboten.

Kurz nach 16 Uhr erreichen wir den Stadthafen Rostock. Ein Gewusel von Masten, auf dem Kai Menschen und unzählige Buden. Hier gibt es Fisch in jeder Form, frisch, gebraten, geräuchert und aus Plastik! Dazu Souvenirs und alles, was der „angehende Seemann“ so brauchen könnte. Bei soviel Trubel erstmal ein frisches Bier und ein gebratenes Dorschfilet im Restaurantschiff mit Blick auf die Warnow.

Die Liegeplätze im Hafen sind nummeriert, und so ist die Fortuna schnell gefunden. Aber bis zum Einschiffen um 18 Uhr 30 haben wir noch etwas Zeit. Wir suchen den Liegeplatz Nummer 95, dort soll nämlich die „Wappen von Uckermünde“ liegen, ein modernes Segelschiff, das auch für Rollstuhlfahrer geeignet ist und das wir uns einmal anschauen wollen. Fahrstuhl vom Deck zum Unterschiff, Segel-

wünschen und Steuerstand für Rollis. Das stellen wir beim nächsten Stammtisch am 14. Oktober im „Blisse 14“ vor.

Jetzt aber an Bord der Fortuna. Sie liegt im Päckchen, d.h. wir müssen über drei Schiffe zur Fortuna klettern. Nicht einfach für jeden, aber schön, wieder an Bord zu sein – das Fortuna-Feeling ist wieder da. Wir legen ab und fahren unter Maschine, die Sonne scheint, aber Wind gibt es keinen. Rostocks Silhouette zieht vorbei, dann die großen Pötte und Windjammern. Es folgen die Werften und Docks. Zeit für den ersten Imbiss. Fantastisches selbstgebackenes Fortuna-Brot mit Schinken und Käse, dazu kühle Drinks. Jetzt sagt der Käptn: „Großsegel setzen!“ Wer will, macht sich an die Fallen und Schoten, aber keiner muss. Tja, uns läuft die Zeit weg. Liebliche Häuser jetzt an beiden Ufern der Warnow. Warnemünde ist erreicht. Menschen, Rummel und Riesenräder auch hier im Hafen. „Seht ihr da vorn? Das ist die Ostsee“, spricht der Käptn und dreht das Schiff Richtung Heimat. Wir wollen ja pünktlich zum Feuerwerk. Jetzt gibt's lauwarmer Spirellinudeln und drei ver-

Auf dem Deck der „Fortuna“





schiedene Pestos. Na, ja. Die Stimmung ist trotzdem toll!

Im Hafen von Rostock

Die Sonne ist schon untergegangen, als wir wieder den Stadthafen von Rostock erreichen. Das Feuerwerk kann beginnen! Über 15 Minuten steht der Himmel in Flammen! Wunderbar! Wir brauchen ein paar Augenblicke zum Verdauen des Erlebten. Das Verlassen des Schiffs fällt viel leichter als das Entern. Aber, oh je! Der Bus kann uns nicht am Treffpunkt abholen, er ist zugeparkt! Wir müssen zu ihm, was nicht allen am Ende des Tages leicht fällt. Schließlich kuscheln wir uns glücklich in unsere Sitze. Kurz nach zwei kommen wir wieder am Fehrbelliner Platz an. Das Abenteuer ist bestanden – wir sehen dem nächsten Mal entgegen!

Stefan Sprengel

Henning Scherf und Tom Buhrow zu Gast im Gästehaus Bad Bevensen



Wenn man im Gästehaus Bad Bevensen Urlaub macht, begleitet einen immer ein umfangreiches Freizeitprogramm. So gibt es beispielsweise Ausflüge

in die Heidelandschaft oder auch nach Hamburg, im Haus werden Musik- und Filmabende veranstaltet und jedem Gast steht das Vitalzentrum mit seinen Angeboten zur Bewegung, Entspannung und Saunanutzung zur Verfügung. Neben diesen vielfältigen Möglichkeiten wird es im Dezember noch einen ganz besonderen Höhepunkt im Gästehaus geben: Am 15. Dezember 2011 wird Henning Scherf, der frühere Bürgermeister der Hansestadt Bremen, das Gästehaus besuchen und dort aus seinem Buch „Grau ist bunt: Was im Alter möglich ist“ lesen. Dieser Abend verspricht so interessant zu werden, dass es lohnend ist, einen kleinen Adventsurlaub um diesen Termin herum zu planen. Auch für das kommende Frühjahr sind ähnliche Highlights geplant, so sind Schauspieler des Ohnsorg Theaters zu einem exklusiven Abend im Gästehaus eingeladen, und auch Tom Buhrow, erster Moderator bei den Tagesthemen wird zusammen mit seiner Frau Sabine Stamer am 27. März 2012 sein neues Buch „Mein Deutschland – Dein Deutschland“ vorstellen. Wie man sieht, ist das Gästehaus Bad Bevensen immer eine Reise wert.



Susanne Schiering

Es ist lange her – und doch passiert es heute und jeden Tag

Deutsches Exil in Shanghai

Zuwanderungsgeschichten von Menschen sind immens vielfältig, jede einzelne sagt viel über unsere heutige globale Welt aus. Aspekte menschlichen Erlebens und der Umgang mit Lebenssituationen bleiben dabei oft zeitlos, sie sind heute noch genauso aktuell wie früher.

Der lesenswerte Roman „Shanghai fern von wo“ (Verlag Jung und Jung, Salzburg 2008) der Lyrikerin und Essayistin Ursula Kerchel erfasst eindrücklich die Situation von Menschen, die eher unfreiwillig und gezwungenermaßen ihre Heimat verlassen. In ihrem Roman schildert sie das Leben deutscher und österreichischer Juden, die nach Shanghai ins Exil auswandern mussten. Kerchel lässt in ihrem Roman Menschen zu Wort kommen, sie stützt sich auf authentische Briefe und Berichte, deren existenzielle Erfahrungen auch heute noch Gültigkeit haben. Beim Lesen spürt man die seelische Bedrückung, die ein unfreiwilliges Exil mit sich bringt. Was kann ein Mensch retten, wenn er gezwungen wird, sein bisheriges Lebensumfeld zu verlassen und er in eine fremde Welt geschleudert wird?

„... und der Dolmetscher stolperte ein wenig mit der Zunge, ... (er) fragte nicht nach dem Beruf (Rechtsanwalt?), sondern fragte jeden einzelnen Passagier: Was können Sie? Das brachte die Passagiere in Verlegenheit. (...) Die heiße Luft stand still, dramatisch still und trieb den Schweiß aus den Poren. (...) Was kann ein Rechtsan-



Ursula Kerchel,
Shanghai fern
von wo, Verlag
Jung und Jung,
Salzburg, 2008

walt? Hier stand das Recht blitzend und geschliffen, hier brach es, wurde es gebrochen, fiel in Scherben, die niemand auflas, denn sie verletzten den, der sich danach bückte. ... jetzt auf dem Schiffdeck versank das österreichische Rechtssystem, das hochgelobte, einmal allumspannende, in einer trägen Brülhe, es gab's nicht mehr in Shanghai.“ (Seite 20/21)

Die Heimat unfreiwillig dauerhaft zu verlassen heißt viele soziale Wurzeln aufzugeben. Jeder bewältigt diese schwierige Lebensaufgabe nach seinen Möglichkeiten, aber jeder leidet erheblich. Heimat muss dann jeder für sich neu schaffen, dies heißt für viele, nur bei sich selber zu Hause zu sein. Wer es schafft, mit einem kleinen menschlichen Bezugsnetz, Halt, Dialogmöglichkeiten und Anerkennung zu finden, hat Glück. Kerchel macht uns in Ihrem Roman sehr bewusst, was es für Menschen heißt, ihre Identität und Individualität zu verlieren, indem sie in den Augen der Anderen nur noch als Flüchtlinge und als Fremde wahrgenommen werden.

Auch Woody Guthrie hat 1948 aus menschlicher Empörung zu diesem Thema ein Gedicht geschrieben, woraus dann ein Song wurde: Deportee (Plane Wreck by Los Gatos). Hintergrund war ein Flugzeugabsturz, über den Zeitungen wie die New York Times und andere Medien berichteten, indem sie die ums Leben gekommenen mexikanischen Landarbeiter als „Deportierte“ bezeichneten und nur die amerikanische Besatzung mit Namen erwähnten. In seinem schlichten, aber eindrücklichen Gedicht und Song gibt er ihnen symbolische Namen und damit ihre Würde zurück. Für Joe Klein, Journalist der New York Times, ist das Gedicht zu einem Mahnmal geworden. Mit welcher Sensibilität nehmen wir die vielen Fernsehbeiträge über Flüchtlinge heute auf, welche Bedeutung messen wir ihnen zu?

Doris Brandt

Ein Brand in einem neugebauten Wohnheim für Menschen mit Behinderung: Bis auf den verurteilten Brandstifter und eine Locked-In-Patientin sind alle Bewohner tot. Kein leichtes Unterfangen für die isländische Anwältin Dóra, die Unschuld von Jakob, dem der Brand mit Todesfolge zur Last gelegt wird, zu beweisen. Denn Jakob ist geistig behindert und Dóras Auftragsgeber ausgerechnet sein solventer Mitinsasse, ein verurteilter und zutiefst unsympathischer

Ganz normale Menschen

Der Krimi „Feuernacht“ von Yrsa Sigurðardóttir



Sexualverbrecher. Der ist an einer Aufklärung gar nicht interessiert. Er will nur Rache. Aber warum? Und was hat das mit Jakob zu tun? Wären nicht die drückenden finanziellen Sorgen und wäre Dóra nicht zunehmend von der Unschuld ihres Mandanten überzeugt, sie hätte genug Gründe, aufzugeben.

Yrsa Sigurðardóttir

Der isländische Krimistar Yrsa Sigurðardóttir legt mit „Feuernacht“ einen spannenden Krimi vor, der mit dem Heim für Menschen mit Behinderung einen für das Genre eher ungewöhnlichen Schauplatz hat. WIR fragten die Autorin nach den Gründen für diese Wahl. „Mein Buch ‚Feuernacht‘ spiegelt die isländische Situation und die Geschichte von Behin-

derung wider, wie sie wahrgenommen wird und wie hier mit ihr gelebt wird“, erläutert Yrsa Sigurðardóttir, die zahlreiche private Verbindungen zu Menschen mit Behinderung hat. Ihr Onkel ist als Kind an Polio erkrankt, der Schwager seit der Kindheit gelähmt und ihre beiden Neffen leiden unter dem Asperger-Syndrom. „Mein ganzes Leben lang habe ich in sehr engem Kontakt mit Menschen mit körperlichen Behinderungen gelebt und weiß, welchen Hindernissen sie begegnen“, erklärt Yrsa Sigurðardóttir. So spielen mehrere Menschen mit Behinderung eine zentrale Rolle in der Aufklärung des Mordfalls. Trygvvi, ein junger autistischer Heimbewohner, wird verdächtigt, den Brand im Heim gelegt zu haben. Auch weiß die Locked-in-Patientin mehr, als sie zu sagen in der Lage ist. „In ‚Feuernacht‘ wollte ich einen Charakter mit Behinderung genauso behandeln wie einen ohne Behinderung. Sie sind weder perfekter noch unschuldiger, sondern ganz normale Menschen“, sagt die Autorin.

Kennern nordischer Krimiliteratur ist Yrsa Sigurðardóttir bereits seit Jahren bekannt. Ihre Krimis sind in über 30 Ländern erschienen. Der erste ihrer bislang fünf Kriminalromane um die Anwältin Dóra – „Das letzte Ritual“ – erschien 2006 im Fischerverlag. Im Oktober 2011 war die Autorin zu Gast auf der Frankfurter Buchmesse mit dem Messeschwerpunkt Island. Porträts von Yrsa Sigurðardóttir und anderer namhafter Autoren aus Island finden sich unter: www.buchmesse.de/de/ehrengast.

Ursula Rebenstorff



Yrsa Sigurðardóttir:
Feuernacht,
Fischer Verlag, 2011

Wasser für die Elefanten

Filmtipp

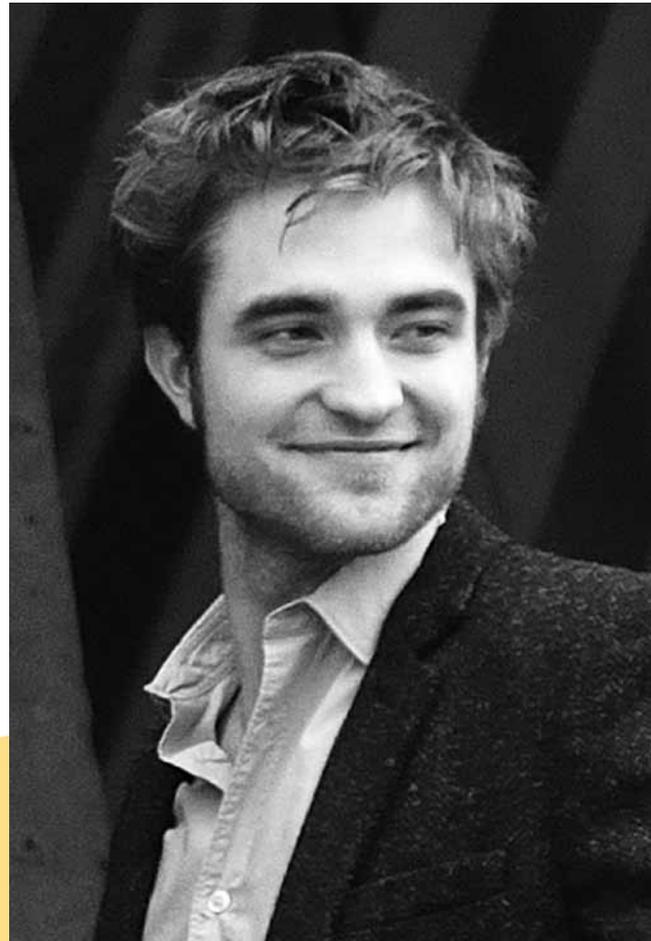
Dem geneigten Leser möchte ich ganz besonders einen Film ans Herz legen, der im doppelten Sinne in eine andere Welt entführt. Zum einen befinden sich die Orte der Handlung im amerikanischen Westen, zum anderen ist das fiktive Geschehen von „Wasser für die Elefanten“ in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts angesiedelt. Die Geschichte beruht auf einer wahren Begebenheit, beginnt aber in der Gegenwart.

Ein alter Herr wird nach einer Zirkusvorstellung nicht wie verabredet abgeholt. Der hilfsbereite Kassierer nimmt ihn mit in seinen Wohnwagen und gibt ihm etwas zu trinken. Dabei entdeckt der rüstige Senior historische Fotos, die ihn an seine ganz private Vergangenheit erinnern. Er beginnt zu erzählen.

Rückblende

Als erste Person begegnet uns der junge Jakob Jankowski. Er muss die Abschlussprüfung seines Veterinärmedizinstudiums abbrechen, weil er erfährt, dass seine Eltern bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen sind. Weil sein Vater sich hoch verschuldet hat, kann er nicht weiter im elterlichen Haus wohnen. Fortan lebt er auf der Straße und sieht sich gezwungen, einen ungewöhnlichen Weg einzuschlagen. Er springt auf einen Güterzug auf, der ihn in eine bessere Heimat und Zukunft bringen soll. Erst am kommenden Tag begreift er, dass es ihn nicht in die Gesellschaft von „gewöhnlichen Landstreichern“, sondern in eine Zirkustruppe verschlagen hat. Dazu sollte vielleicht noch angemerkt sein, dass die Zirkusunternehmen im Amerika jener

Twilight-Star
Robert Pattinson
2010



Tage nicht über die Landstraßen reisten, sondern ihren gesamten Fuhrpark inklusive dem Zelt auf speziell angefertigten Zügen mitführten. In diesen Zügen spielte sich – wie auch hier zu sehen – ein großer Teil des täglichen Lebens ab.

Jakob wird für die Fütterung der Tiere eingesetzt. Das bedeutet für ihn nicht nur ein neues Aufgabenfeld, sondern auch eine Wende des Schicksals. Er kümmert sich um das Pferd der Ehefrau des Zirkusdirektors. Der weiße Araberhengst leidet unter einer Huferkrankung und kann eigentlich in der Vorstellung nicht mehr eingesetzt werden. Die Akrobatin möchte das kranke Tier schonen, aber ihr Ehemann, der hartherzige und arrogante Zirkusdirektor August verlangt, dass das Tier auch in der Parade mitgeht, bis es nicht mehr laufen kann. Darüber geraten die Eheleute in Streit – nicht der erste in ihrer Ehe.

Jakob muss das Pferd erschießen. Als Ersatz schafft der Direktor – auf Profit schielend – die Elefantenkuh Rosie an, die jetzt die Hauptattraktion seines Unternehmens werden soll. Das Tier verfügt über zwei besondere Eigenheiten: zum einen trinkt es eimerweise Whiskey, zum anderen müssen ihm die Befehle auf polnisch gegeben werden. Auch hier kann der junge „Veterinär“ sich hilfreich zeigen, weil seine Eltern einstmals aus Polen in die USA emigriert sind und er mit der polnischen Sprache aufgewachsen ist.

Wie in jeder guten Geschichte zu erwarten, entspinnt sich zwischen der Direktorengattin Marlena Rosenbluth (Reese Witherspoon) und Jakob (Robert Pattinson) eine zarte Romanze. Sorgfältig suchen die beiden diese vor dem jähzornigen Ehemann August (Christoph Waltz) zu verbergen.

Während einer äußerst gut besuchten Vorstellung kommt es zur Katastrophe: Die Zirkustiere brechen aus und versetzen sich gegenseitig in Panik. Die Zuschauer und die Zirkusmitarbeiter werden gnadenlos niedergemäht. Glücklicherweise ist auch der Direktor betroffen und verstirbt noch im Zelt. Dies nimmt das junge Paar zum Anlass, sich den „Ringling Brothers“ anzuschließen und mit ihnen noch ein paar Jahre lang erfolgreiche Tourneen zu bestreiten. Danach ziehen sie sich ins Privatleben zurück, mit Kindern, Hunden, Pferden – und dem Elefanten. Hier schließt sich der Kreis wieder in der Gegenwart, indem der alte Mann noch ein wenig mit dem Zirkus reisen darf.

Zur Beurteilung des Films möchte ich noch sagen, dass aus dem Darstellereensemble wie zu erwarten Christoph Waltz hervorsticht. Er spielt einen Zirkusdirektor, der sich in einen Moment charmant seiner Frau zuwendet und im nächsten den Befehl erteilt, Hilfskräfte einfach vom Zug zu werfen, um Geld zu sparen! Kurzum, kein besonders angenehmer Zeitgenosse. Seine Ehefrau wird in ebenfalls

unnachahmlicher Art und Weise von Reese Witherspoon dargestellt. Sie gibt sich zuerst als graziles, leicht naives Püppchen, zeigt aber im Laufe der Handlung auch zähere Seiten.

Obwohl sie im Film wenig agiert, ist für mich die Elefantin Tai, hier Rosie, der Star des Films. Die kleinen Szenen, in denen sie spielt, bringen immer wieder Ruhe ins Geschehen. Zu guter Letzt noch ein Wort zu Robert Pattinson. Ich nehme an, der junge Schauspieler, Star „billiger“ Vampirfilme, wurde mit dem Hauptpart betraut, um junges Publikum anzulocken. Er zeigt erschreckend wenig natürliche Präsenz und seine Rolle verfügt über ebenso wenig textlich anspruchsvolle Passagen.

Christoph Waltz

Anke Köhler



Es war einmal ein König, der zu seinem Volk sprechen wollte ...

So könnte der Film „The King’s Speech“ beginnen, wäre er denn ein Märchen. Der Film handelt aber nicht von einem dickbäuchigen greisen Monarchen, der seine blonde Tochter gut verheiratet wissen will, sondern er beruht auf Tatsachen. Diese nehmen ihren Anfang im England der frühen 30er Jahre. Damals war König Georg V. bereits so krank, dass man mit seinem baldigen Ableben zu rechnen hatte. Die Nachfolge sollte sein ältester Sohn Eduard antreten. Als hinderlich für seine Regentschaft erwies sich allerdings der Umstand, dass der Thronfolger eine Amerikanerin leidenschaftlich liebte, die nicht nur verheiratet, sondern zuvor sogar schon einmal geschieden war! Kurzum, man riet ihm zur Abdankung.

Die weitere Wahl fiel auf seinen jüngeren Bruder, Prinz Albert, genannt Bertie. Bislang hatte der mit seiner Frau Elisabeth und den Töchtern Elisabeth und Margaret ein ziemlich sorgenfreies Leben in der zweiten Reihe der Monarchie geführt. Das lag nicht zuletzt daran, dass er nicht als spektakuläre Erscheinung galt und noch einen wesentlich schwerwiegenderen „Fehler“ aufwies: er stotterte! Seine couragierte Gattin ergriff die Initiative und suchte inkognito den bekannten australischen Schauspieler und Sprachtherapeuten Lionel Logue auf. Ihm stellte sie sich als besorgte Gattin eines Mannes vor, der zunehmend in der Öffentlichkeit zu sprechen habe, sich der Aufgabe jedoch nicht gewachsen zeige. Mit großem Feingefühl brachte sie den Therapeuten schließlich dazu, sich den Mann einmal anzuschauen.

Die erste Sitzung stand leider unter keinem guten Stern. Der Adlige sah für sich

keinen Sinn in einer Therapie und musste mühsam dazu bewegt werden, Lionel Logue weiterhin zu konsultieren. Der rückte den sprachlichen Problemen seines royalen Schützlings mit skurrilen Methoden zu Leibe. Dazu gehörten Summ- oder Ausspracheübungen genauso wie etwas, das ausschaute wie ein Zwischenstück aus Kampftechnik und Schwangerschaftsgymnastik. Durch die Therapiestunden gewann der königliche Stotterer nicht nur Sicherheit im Umgang mit der Sprache, sondern auch einen wichtigen Freund, der ihm in Krisensituationen mit Rat und Tat zur Seite stand und ihm bis ans Lebensende treu verbunden blieb.

Mit dessen Hilfe und der liebevollen Rückendeckung durch seine Gattin gelang es dem König schlussendlich, fehlerfrei und flüssig eine kriegswichtige Rede an die britische Nation zu halten!



*Colin Firth und
Helena Bonham am
Filmset von Kings
Speech*

Das Fazit lautet ohne jegliche Einschränkung: Der 2011 mit vier Oskars bedachte Film ist brillant! Es passt alles stimmig zusammen. Eine liebevolle Ausstattung gehört ebenso dazu wie die gut nachvollziehbare Dramaturgie. Dreh- und Angelpunkt der Verfilmung ist jedoch das Darstellerensemble. Dessen Zentrum bildet der durch und durch großartig agierende Colin Firth. Er sorgt dafür, dass man beim Anblick nicht in Mitleid zerfließt. Ihm steht in liebevoller, zupackender und gelegentlich sogar leicht burschikoser Manier die großartige Helena Bonham Carter zur Seite. Als bisweilen kauziger, jedoch immer loyaler Sprachtherapeut glänzt Geoffrey Rush.

Anke Köhler

Viva la Villa!

2012 ist ein besonderes Jahr für Team und Gäste der Villa Donnersmarck. Der Bereich Freizeit, Bildung, Beratung der Fürst Donnersmarck-Stiftung wird 50 Jahre. Das neu erschienene Programmheft und der Veranstaltungsfaltplan für die erste Jahreshälfte geben einen ersten Einblick in die Jubiläumsfeierlichkeiten.

Anfang der 60er Jahre gab es wenig Orte in Berlin, an denen Menschen im Rollstuhl nicht im wahrsten Sinne des Wortes aneckten – an den meisten kamen sie mit ihrem Hilfsmittel gar nicht erst herein. Die Fürst Donnersmarck-Stiftung wollte das ändern, mit einem eigenen Haus, in dem ein Rollstuhl nicht Hindernis, sondern Freiheit in der Freizeit bedeuteten konnte. In Zehlendorf fand man das richtige Objekt: Eine Villa mit einem angrenzenden freien Grundstück, das ebenfalls zum Verkauf stand, denn viel Platz war das oberste Gebot für die geplante Freizeitstätte. Nach umfangreichen Um- und Anbauten konnten die „Versehrten“, wie man damals sagte, kom-

men. Am 14. November 1962 öffneten die Villa Donnersmarck offiziell ihre breiten Türen.

Mit einem Countdown richtet sich das Jubiläumsjahr auf dieses historische Datum aus, zu dem der zentrale Festakt stattfinden wird. Ab dem 11. März 2012 wird rückwärts gezählt: Am Kultursonntag mit der Doppelausstellung „Ich/ Wieder-Ich“ fällt der Startschuss ins Jubiläumsjahr, denn von da an sind es noch 5 mal 50 Tage, bis die Villa 50 wird.



Bis es soweit ist, erwartet die Gäste ein vielseitiges Programm, das auch immer wieder einen Blick in die Geschichte und die vielen Geschichten eröffnet, die mit dem Haus verbunden sind. Wer könnte diese besser erzählen, als die Teilnehmer der unterschiedlichen Gruppen? „Das Gemeinschaftsgefühl, die Lebendigkeit und Vielfalt der Menschen, die sich jede Woche mit ihren Gruppen bei uns treffen, sind bis heute das Herz unserer Villa geblieben“, sagt Bereichsleiterin Annemarie Kühnen-Hurlin.

Am 11. Mai 2012 widmet man dieser Vielfalt einen ganzen Tag und feiert „50 Jahre Gruppenaktivitäten“. Mit Ausstellungen, Aufführungen und anderen Darbietungen überrascht dabei nicht nur, was von damals bis heute alles Einzigartiges aus einem Wir-Gefühl heraus entstehen kann. Die persönlichen Puzzlestücke zeichnen auch die Veränderungen sozialer Arbeit und den Weg von Menschen mit Behinderung in die Mitte der Gesellschaft nach.

Sean Bussenius

Programm und Faltplan kostenlos
bestellen: Villa Donnersmarck, Schädelstr.
9-13, 14165 Berlin, Tel.: 030-847 187 0.
Papierlos heruntergeladen unter
www.villadonnarsmarck.de



Wir nehmen Abschied von William Ang'ani und Ingrid Langkopf

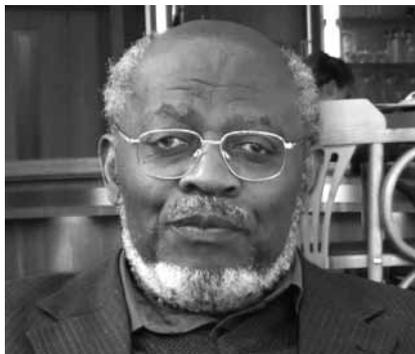
Am 3. Oktober 2011 verstarb im Alter von 66 Jahren William Ang'ani. Herr Ang'ani war bis zu seiner Berentung im Jahr 2008 im Fürst Donnersmarck-Haus in Frohnau tätig, 26 Jahre lang lenkte der Diplom-Pädagoge die Geschicke des Hauses als Heimleiter. Die Strukturen wandelten sich in dieser Zeit mehrmals, die Angebote differenzierten sich immer weiter aus. Aus dem ehemaligen Kinderheim entstanden dauerhaft stationäre und befristete Betreuungsmöglichkeiten für erwachsene Menschen mit Behinderungen.

William Ang'ani war auch in unruhigen Zeiten für Bewohner und Mitarbeiter stets wie ein Fels in der Brandung. Sein humorvolles und gelassenes Wesen war bei jedermann geschätzt. Ohne den Blick für das Ganze zu verlieren, stand für ihn der Mensch als Individuum – ob Bewohner oder Mitarbeiter – immer im Fokus.

Mit großem Engagement förderte er den Einsatz von jungen Menschen im Haus, organisierte und pflegte Kontakte zu internationalen Freiwilligen-Organisationen. Über sein berufliches Wirken hinaus betätigte er sich ehrenamtlich in der Kirchengemeinde Staaken sowie für Hilfsprojekte in Afrika. Für seine Verdienste wurde William Ang'ani 2008 das Kronenkreuz des Diakonischen Werkes verliehen.

Wir trauern um unseren ehemaligen Kollegen, der aufgrund seiner Herzenswärme und seiner tiefen Mitmenschlichkeit unvergessen bleiben wird.

Leitung und Mitarbeiter des Fürst Donnersmarck-Hauses in Berlin-Frohnau



Am 15. August 2011 erhielten wir die Nachricht, dass Ingrid Langkopf nach langer Krankheit im Alter von 61 Jahren verstorben ist

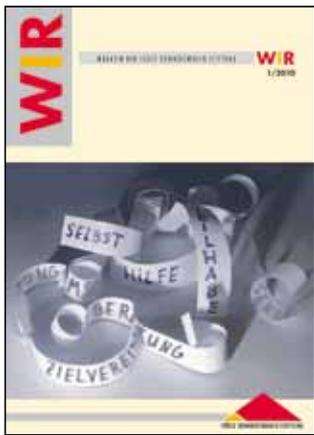
Ingrid Langkopf hat mehr als zwei Jahre in der Redaktion WIR mitgearbeitet. Sie hatte auch darüber hinaus engen Kontakt zur Fürst Donnersmarck-Stiftung, 1992 hat sie die erste Selbsthilfegruppe Neurofibromatose Berlin gegründet und die Arbeit mit der SHG-Neurofibromatose Berlin/Brandenburg ab 1997 unter dem Dachverband der von Recklinghausen-Gesellschaft fortgesetzt.

Sie war Kontaktperson für betroffene Erwachsene. Die Belange der Gruppe und der VRG waren ihr immer wichtig. In all den Jahren hat sie hervorragende Arbeit geleistet, sei es beim Ringen mit den Krankenkassen um Fördergelder, beim Leiten und Organisieren von Gruppentreffen, Ausflügen und Projekten oder öffentlichen Veranstaltungen und Präsentationen unserer Gruppe und der VRG. Auch für die Kinderhilfe e.V. hat sie sich engagiert.

Ingrid Langkopf war Freundin, Zuhörerin und Beraterin. Mit ihrer bescheidenen und besonnenen Art war sie immer Vorbild. Wir werden sie in ehrender Erinnerung behalten.

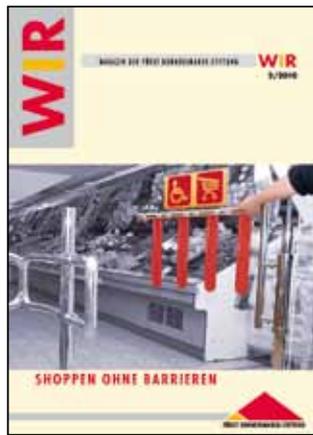


*Liane Zander,
Regionalgruppe
Neurofibromatose
Berlin/Brandenburg.*



Aus dem Inhalt:

- Forschungspreis 2009
- Das P.A.N. Zentrum
- Patientenverfügung: Willensentscheid oder überflüssige Formalität?
- FASD – Nie gehört
- Ist Comedy noch humorvoll?
- Jour Fixe
- Barrierefreiheit des Großflughafens
- Die FDH-Kickers im Turnier
- ECA für Verwaltungen



Aus dem Inhalt:

- Ein Quantensprung: Wohnen mit Intensivbetreuung
- Mobidat – Die Vermessung der barrierefreien Welt
- Ich seh shoppen
- Frauen mit Behinderung im Familienplanungszentrum BALANCE
- Hubert Hüppe, der neue Beauftragte für die Bundesregierung
- Israel zwischen Antike und Supermoderne



Aus dem Inhalt:

- Ambulantisierung und Regionalisierung
- Vater und allein erziehend im Rollstuhl
- Beratung für Mütter mit Behinderung
- Das Recht auf Elternassistenz
- Besuch bei René Koch
- Barrierefreier Arztbesuch?
- Moderne Schatzjäger
- Yoga in der Villa Donnersmarck

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint zweimal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030 - 76 97 00 - 30.

Die WIR gibt es auch zum download unter www.fdst.de



Name

Straße

PLZ

Ort

E-Mail

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die
Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

12167 Berlin (Steglitz)

- Ich brauche.....Exemplar(e)
- der aktuellen Ausgabe
 - der Ausgabe 1/2011
 - der Ausgabe 2/2010
 - der Ausgabe.....

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)

Tel.: 0 30 - 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

P.A.N. Zentrum

Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)

Tel.: 0 30 - 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)

Tel.: 0 30 - 40 10 36 56

Ambulant Betreutes Wohnen

Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin

Tel.: 0 30 - 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Eichhorster Weg 25, 13435 Berlin (Wittenau)

Tel.: 0 30 - 40 60 58-0

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13

14165 Berlin (Zehlendorf)

Tel.: 0 30 - 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)

Gruppenräume:

Eingang Wilhelmsaue

Tel.: 0 30 - 8 47 187 50

Café blisse 14

Blissestr. 14

10713 Berlin (Wilmerdorf)

Wohnanlage für Behinderte

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)

Tel.: 0 30 - 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen

Tel.: 0 58 21 - 9 59 -0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)

Tel.: 0 30 - 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg

Tel.: 03 39 31 - 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Hausverwaltung/Vermietung

Amalienstraße 14, 12247 Berlin (Steglitz)

Tel.: 0 30 - 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de